

Erzählungen zum Kriegsende 1945 in Oranienburg

von

Mathilda Seithe

2022

Teil 1- Das Haus mit dem spitzen Dach

1. Endlich ein neues Zu Hause

Auch uns hatte das Haus vom ersten Moment an gut gefallen, meinem Bruder und mir. Irgendwie sah es so aus wie die Häuschen in einem Bilderbuch, das ich früher mal sehr geliebt habe: Spitzes Dach, quadratische Vorderseite, vorne unten zwei Fenster und oben auch. Im Giebel ein kleines Fensterchen, rund. Ich habe mich gleich in diesen Anblick verliebt. Wenn dort ein Zimmer sein sollte, dann wollte ich es unbedingt haben. Ein gemütliches Haus, klein aber wenn man hineintritt, doch nicht so winzig und eng, wie man gedacht hatte. Mama hat es gekauft, weil unser früheres Haus in Lehnitz in der Unterhaltung zu teuer geworden war, seit Papa nicht mehr lebt, und wir allein mit ihrem Gehalt zurechtkommen müssen. Vom Erlös der kleinen Villa in Lehnitz war noch ein gutes Stück Geld übriggeblieben. Mama sagte, das bräuchten wir als Polster, zum Beispiel, wenn wir beide später studieren wollten. Wir waren mit dieser Auskunft zufrieden.

Mein Bruder und ich, wir freuten uns schon deshalb, weil dieser Kauf und unser Umzug hierher das Erste waren, was Mama seit dem Tod von Papa wieder mit ein wenig Freude machte. Heute, am 28. April 2019, an unserm Einweihungstag lachte sie sogar wieder. Das erleichterte uns Kinder sehr.

Natürlich bekam ich nicht das Zimmer auf dem Dachboden mit dem runden Fenster. Aber ich habe jetzt ein kleines Zimmer im 1. Stock, wo ich nach hinten herausblicke, in unseren Garten, in die Gärten der Nebenhäuser und in die Bäume und in Buschwerke, die sich dahinter anschließen. Ich gehe die enge Treppe nach oben und bin dann sofort an meiner Tür. Mein Bruder hat daneben auch einen kleinen Raum. Mama schläft im Erdgeschoss, direkt neben dem Wohnzimmer. Das Haus kam uns anfangs sehr eng vor, aber wir haben uns schon daran gewöhnt. Es ist eben ein kleines, gemütliches Haus.

Das Lustige ist: Die Häuser rechts und links von uns sehen übrigens fast genauso aus. Sie haben alle denselben Grundriss und wirken wie Spielzeughäuschen aus einem Baukasten für Kleinkinder. Aber an den Vorgärten, den verschiedenen Farben der Häuser und an den hellen oder dunkelroten Ziegeln auf den spitzen Dächern kann man sie unterscheiden. Sie stehen eins neben dem anderen die Straße entlang bis zur Schleuse oben am Havelkanal. Ich finde, sie sehen aus wie bunte Perlen einer Schnur. Auf der anderen Straßenseite, gleich gegenüber von den kleinen Häusern, geht es zum See. Man

läuft nur ein paar Minuten quer durch den Wald, dann sieht man schon die Wasseroberfläche schimmern. Die Straße weiter hoch, hinter der Schleuse und der Brücke über den Kanal, führt sie dann durch das Gewerbegebiet der Stadt und durch ein paar eingemeindete Dörfer weiter ins Brandenburgische. Also, wir sind sehr gespannt, was Tante Elke zu unserem Haus sagen wird.

Ich glaube, Mama ist nämlich heute auch deshalb so gut gelaunt, weil wir ihre Lieblingsschwester Elke aus Wuppertal erwarteten. Sie will mit uns das neue zu Hause feiern. Tante Elke hatte sich damals nach Papas Tod ziemliche Sorgen gemacht, weil Mama so depressiv wurde und, wie sie meinte, sich gar nicht mehr um uns Kinder gekümmert hätte. Wir haben versucht, ihr das auszureden. Schließlich sind wir beide keine kleinen Kiddies mehr. Bernd ist 9. Ich werde im September 14. In diesem Alter hat man doch Verständnis dafür, wenn es der eigenen Mutter mal richtig schlecht geht. Aber ehrlich gesagt, Mamas Zustand hat uns schon ziemlich belastet. Es war eine traurige Zeit. Manchmal hat mir Mama auch Angst gemacht mit ihren Tränen und ihrem Desinteresse für alles und jedes.

Wie es dazu kam, dass Mama dann doch den Hausverkauf und den Neukauf in Angriff nahm, weiß ich eigentlich gar nicht. Vielleicht reichte auf einmal das Geld nicht mehr. Jedenfalls hat sie uns eines Abends – fast nur in einem Nebensatz – eröffnet, dass wir bald umziehen würden. Das Haus hier in Lehnitz sei zu teuer und sie suche für uns drei was Kleineres, was Passenderes. Wir konnten ihr nur abringen, dass wir beide auf keinen Fall die Schule wechseln wollten. Außerdem wünschten wir uns wieder einen Garten.

In dieser Ecke von Oranienburg, in der wir jetzt leben, war ich vorher noch nie. Lehnitz ist dagegen eine vornehme Gegend, sagt man, war es auch schon zu DDR Zeiten. Aber ich finde es auch hier ganz nett. Vor allem müssen wir uns nun keine Sorgen mehr machen, ich meine wegen des Geldes und wegen Mama.

Tante Elke ist übrigens eine tolle Frau, einige Jahre jünger als Mama, aber viel unternehmungslustiger und nicht so langweilig. Sie schert sich nicht darum, was die Leute von ihr denken. Das war schon so, als sie noch ein Kind war, hat Mama gesagt. Elke ist von Beruf Fotografin, nicht so eine, die Hochzeiten fotografiert (das macht sie nur dann, wenn sie es finanziell nötig hat, weil ihre Aufträge nicht so gut laufen), sie fotografiert bekannte Leute für Zeitungen. Klar, dass sie dadurch auch viel in der Welt herumkommt. Aber sie ist von den hohen Tieren, die sie fotografiert, nicht besonders beeindruckt, macht Witze über sie, und wir amüsieren uns dann köstlich: Über den berühmten Fernsehjournalisten zum Beispiel, der während der Fotoaufnahmen immer wieder besorgt fragte, ob seine Frisur auch richtig sitze. Oder sie erzählt von der

angesehenen Politikerin, die Tante Elke bei der Sitzung mit einer tränenreichen Stimme von all ihren unglücklichen Liebesverhältnisse in Kenntnis setzte ...

Mama hat gemeint, ihre Schwester sei ne Linke. Wenn ich mich nicht täusche, hat Mama die Nase ein wenig gerümpft, als sie das sagte. Mama selbst würde ich eher mal für konservativ halten. Ich glaube, sie findet das gut, was unsere Regierung so macht. Aber mit uns will sie nicht über Politik diskutieren.

Das letzte Mal habe ich Elke auf der Beerdigung von Papa gesehen. Aber da konnte ich sie nicht weiter beachten. Wir standen alle noch so unter Schock. Davor waren wir vor zwei Jahren mal bei ihr. Ich muss damals 11 gewesen sein. Jetzt bin ich gespannt auf diese Frau. Bernd und ich haben uns schon Fragen ausgedacht, die wir ihr stellen wollen, um herauszukriegen, was das bedeutet: links zu sein – vor allem links zu sein als Frau, die ziemlich gut Geld verdient und den ganzen Tag mit Leuten aus der High Society zusammen ist. Bernd meint, links seien eher die, die arm sind und nichts haben.

2. Tante Elke hat gegoogelt

Tante Elke kam per Auto. Sie hatte angerufen, als sie gerade von der Autobahn abgefahren war. Wir warteten also schon am Tor, als sie kam. Es stand weit auf, damit sie ohne Probleme zu uns aufs Grundstück fahren konnte.

Das Auto, mit dem Tante Elke vorfuhr, erstaunte uns.

„Was ist das denn für ne alte Kutsche?“, murmelte Bernd ein wenig enttäuscht. Ich stutzte auch: Ich mache mir nichts aus Autos, kenne mich da auch nicht so aus. Aber das hier kannte ich: Ein alter VW Bus, der Lack an einigen Stellen ausgebessert.

„Das ist ja schon fast ein Oldtimer!“, rief Bernd nach dem ersten Schreck. Tante Elke stieg aus und lachte über diesen Ausruf. Sie ist schlank. Sie trug Jeans und eine flatternde Bluse darüber, was sie lebendig und ein wenig rastlos aussehen ließ. Die leuchtend rote Bluse zu der weißen Jeans stand ihr ausgezeichnet. Aber ich hatte sie gar nicht so blond in Erinnerung. Jedenfalls sah sie für mich anders aus als vor 2 Jahren. Sie erkannte mich aber gleich. Und obwohl sie mir im ersten Moment irgendwie fremd vorkam, rannte ich gleich auf sie zu.

Für sie schienen wir offenbar unverändert. Erstaunlicherweise kam nicht der übliche Spruch: „Was bist du groß geworden!“. Bernd und ich hatten darauf gewettet, dass das das Erste sein würde, was sie sagt.

Elke umarmte ihre Schwester, sehr fest, sehr lange. Ich sah erschrocken, dass Mama in Tränen ausbrach, aber sie lachte auch:

„Komm doch rein!“ Sie wischte sich mit einer entschlossenen Handbewegung übers Gesicht. Als wir reingingen, bemerkte ich den interessierten und ein wenig überraschten Blick, den Elke auf unser Haus warf. Aber sie sagte nichts.

Sie lobte Mamas Entscheidung, begutachtete alle Zimmer. Mein Raum gefiel ihr am besten, vertraute sie mir an. Wir waren hier für einen Moment allein. Bernd half Mama unten, den Kaffeetisch decken. Elke ließ sich in meinen einzigen Sessel fallen und fragte unvermittelt:

„Wisst ihr eigentlich, wer früher in diesem Haus gewohnt hat?“

Ich sah sie verwundert an und schüttelte den Kopf.

„Warum?“

Sie antwortete nicht. Es entstand eine kleine Pause, die sie dadurch beendete, dass sie sich erhob und zu meinem Fenster hinüberging. Nach ein paar Sekunden sagte sie dann etwas über unseren Garten, was Nettes natürlich.

Bei Kaffeetrinken ging das Erzählen hin und her. Wir berichteten von der Schule. Sie sprach über ihren aktuellen Arbeitsauftrag, eine Fotoserie über die Unternehmerfamilie Nefke.

Wir fragten nach Tante Elkes zwei Jungen, die beide noch in die Grundschule gehen. Sie erzählte von ihrem Mann, den wir kaum kannten und der uns damals vor zwei Jahren sehr gebildet, aber uninteressant vorkam. Einmal berührten ihre Worte vorsichtig den Tod meines Vaters. Mama blieb gefasst. Dann ging es wieder ums Haus, um ihren Eindruck davon, wie wir es zu unserem Haus gemacht hätten, wie sie sich ausdrückte. Sie hatte ein paar tolle Vorschläge für den Flur, der auch uns noch ein wenig eng und düster erschien. Dann auf einmal schaute sie meine Mutter an, sah ihr offen ins Gesicht und fragte mit einer leichten, aber doch bedeutungsvollen Stimme:

“Sag mal, Christa, wisst ihr eigentlich, wer hier früher gewohnt hat“.

Ich blickte wie elektrisiert auf und starrte meine Mutter an.

„Der vorige Besitzer arbeitete bei den Stadtwerken, soviel ich weiß. Seine Frau war schon vor ein paar Jahren gestorben. Er wollte lieber in einer altersgerechten Wohnung leben.“ Was sie sagte, klang locker. Aber irgendwas an ihrer Stimme machte mich unruhig. Sie rutschte auch ein wenig auf dem Stuhl hin und her. Was war los?

„Ich meine früher, als sie neu gebaut wurden“, setzte Tante Elke nach.

„Wann war das, noch vor dem 2. Weltkrieg?“

„So ist es. Die Häuser wurden damals nämlich für die Aufseher im KZ Sachsenhausen gebaut. Sie hatten ja alle Familie, und es gab eine ganze Menge KZ-Aufseher, denke ich. Von hier war es nicht weit zum Eingang. Aber das ist dir doch sicher bekannt, oder?“

Mama schaute etwas betreten in unsere Richtung.

„Was?“, rief Bernd. „Woher weißt du das, Tante Elke?“

Elke lächelte ein wenig verlegen. „Ich habe vor meiner Reise ein bisschen gegoogelt, über Oranienburg und über eure Wohnadresse hier“.

Schweigend saßen wir alle da. Was sollten wir sagen?

„Aber ihr wisst doch, dass hier in dieser Stadt eines der schlimmsten Konzentrationslager war, in dem die Nazis Menschen sich zu Tode schufte ließen und sie zum Teil auch unmittelbar getötet haben. Viele Menschen ...“

Tante Elke sah nun uns Kinder fragend an.

„Natürlich wissen sie das“, antwortete Mama eilig und zupfte nervös an der Tischdecke, die sie über den hellen Tisch im Wohnzimmer gelegt hatte.

„Das hatten wir doch schon in der 2. Klasse“, meinte jetzt Bernd.

„Und das war hier in der Nähe?“, fragte ich irritiert. Elke nickte.

„Wir haben vor zwei Jahren mit beiden Kindern das Museum besucht. Sie sollten über die Vergangenheit dieser Stadt und ihres Vaterlandes informiert sein,“ erzählte Mama auf einmal. Ich dachte angestrengt nach, ob ich mich daran noch erinnern konnte. Doch, jetzt fiel es mir ein. Aber ich hatte damals nicht wirklich begriffen, dass das alles hier in unserer Stadt passiert war. Und dann war ich noch mal mit der Klasse da.

„Wir sind auch mit der Schule mal da gewesen, vor 2 Jahren glaube ich, aber ich wusste nicht, dass das hier in der Nähe war“, meinte ich.

„Na seht ihr. Dann seid ihr ja doch im Bilde“, sagte Elke und grinste zu mir herüber.

„Oder doch nicht so richtig? Ist euch nicht klar, dass die Büsche, die man von der Gartenseite aus sieht, und die Bäume hinter den Häusern schon zum KZ Sachsenhausen

gehört habe müssen? Es war hier ganz in eurer Nähe. Deswegen wohnten ja auch die KZ Wärter hier in diesen Häusern.“

„Du verdirbst uns die Freude an unserem neuen Heim“, meinte meine Mutter. Ihre Stimme klang vorwurfsvoll. „Das war damals“, sprach sie weiter. „Inzwischen haben hier viele verschiedene Besitzer gewohnt, nichts erinnert mehr an die Nazizeit. Ich wusste es natürlich, aber ich finde, es sollte uns nicht die Freude kaputt machen!“

„Du hast es gewusst?“, fragte ich fassungslos. „Warum hast du es uns nicht gesagt?“

„Ich wollte nicht, dass ihr deswegen vielleicht nicht hierher ziehen wollen würdet. Ich dachte, in ein paar Jahren, wenn ihr älter seid, bekommt ihr es sowieso mit. Aber dann werdet ihr anders damit umgehen können.“ Mir kam es so vor, als versuchte Mama sich zu verteidigen.

Ich sprang ihr zur Seite:

„Ach Mama, ich glaube nicht, dass es so wichtig für uns ist. Damit haben wir doch gar nichts zu tun. Das war lange vor uns. Und Häuser sind Häuser, sie nehmen nicht den Charakter der Menschen an, die sie bewohnen.“

Mama lächelte mich dankbar an. Aber mir wurde in demselben Moment klar, dass ich selbst nicht glaubte, was ich da gesagt hatte.

Jetzt versuchte Tante Elke, das Thema zu wechseln. Sie dehnte sich ein wenig, richtete sich in ihrem Sessel wieder bequem ein, schlug die Beine übereinander und fragte:

“Und wie kommt ihr von hier in eure Schule?“

Wir waren alle dankbar, dass wir nicht mehr darüber reden mussten.

3. Die Schwestern

Abends, als wir schon im Bett lagen, hörte ich unten im Wohnzimmer, wie sie miteinander sprachen. Das Kopfende meines Bettes steht nahe an der Tür und ich höre die Geräusche von unten, wenn ich abends still liege und vor dem Einschlafen in die Dunkelheit meines Zimmers schaue. Erst konnte ich nichts verstehen. Sie sprachen leise und ruhig. Doch plötzlich wurden sie lauter. Ich lauschte.

„Du hast uns das Haus hier ganz schön madig gemacht, meine liebe Schwester. Das war nicht nötig! Wir wollten mit dir den gelungenen Umzug feiern.“

„Haben wir doch, oder nicht?“

„Aber du konntest es nicht lassen, diese Geschichte zu erzählen.“

„Also, ich finde, die Kinder gehen damit ganz vernünftig um.“

„Was weißt du denn? Karola ist ein ganz sensibles Mädchen. Da mache ich mir schon Sorgen.“

„Aber sie hat gesagt, dass sie das Ganze für nicht so wichtig hält.“

Ein paar Sekunden lang war es still.

Dann hörte ich Mamas Stimme, ziemlich laut:

„Das hast du schon immer gekonnt: Alles kaputt machen, wenn es einmal und endlich ruhig war und alle zufrieden waren. Ich hätte es mir denken können, verdammt noch mal!“

„Jetzt reg dich nicht so auf! Das sind doch Tatsachen, denen muss man ins Gesicht sehen. Du hast selbst gesagt, dass es falsch ist, die Zeit von damals einfach zu vergessen!“

„Ja, aber doch nicht so nah, nicht in meinem eigenen Haus.“

„Ich will dir mal was sagen: Ihr lebt hier in einem richtigen Wolkennest. Weißt du eigentlich, wie es derzeit um unseren Frieden steht?“

„Ach die da oben, die machen doch immer nur Wind? Es gab jetzt 70 Jahre keinen Krieg mehr in Europa. Was willst du?“

„Es gab keinen Krieg in Europa? Ja, das säuseln sie alle zurzeit, besingen diese Lüge auch noch. Sind darauf stolz. Und der Jugoslawienkrieg? Ist das etwa nicht Europa gewesen? Da haben wir Deutschen Städte in Europa bombardiert, zusammen mit unseren Freunden von Übersee. Und was ist in der Ukraine los? Da ist Krieg seit 2014, da kämpfen die Truppen der Ukraine gegen die Bevölkerungsteile in ihrem eigenen Land, die es gewagt haben, ihre Selbstständigkeit zu fordern. Ach ja, das ist auch Europa,

wusstest du das nicht? Und all die Kriege in der Welt, an denen Europa und natürlich auch wir uns beteiligt haben, die kannst du einfach ausblenden? Betrifft ja nicht uns?

„Du bist jetzt unfair, Elke. Du weißt genau, dass ich so nicht denke.“

„Ach ja, aber dann kannst du auch nicht herumlaufen mit dieser dümmlichen Lüge, Europa hätte seit 70 Jahren keinen Krieg gehabt.“

„Jugoslawien, ja, da hast du recht. Das hatte ich wirklich schon vergessen.“

„Und wenn Europäer Städte in anderen Ländern angreifen und bombardieren? Wenn sie dabei sind, wenn mit Drohnen Menschengruppen per Mausclick ausgelöscht werden, dann ist das kein Krieg, kein Krieg für Europa? Und wenn unser Land Waffen exportiert in Länder, die Krieg führen und die in ihrem eigenen Land Bürgerkriege anzetteln gegen die eigene Bevölkerung, dann ist das „kein Krieg in Europa“?

„Hör auf, hör schon auf. Ja, ich weiß das doch auch.“

„Meinst du, Friede besteht nur darin, dass man uns in Ruhe lässt und keine Bomben auf unsere Städte fallen?“

Nun hatte sich auch Elke in Rage geredet.

Ich hatte mich längst im Bett aufgerichtet, um besser hören zu können.

Die Stimme meiner Mutter wurde leiser. Ich musste jetzt zur Tür schleichen und sie öffnen, um noch etwas verstehen zu können.

Was die Mutter jetzt sagte, konnte man nicht verstehen. Aber Elke antwortete gleich:

„Bitte, da hast du es!“

„Aber Elke, bitte, ich mag es nicht, wenn du ständig diese pessimistische Stimmung verbreitest. Man muss doch trotzdem weiterleben. Die Politik kann unser einer doch nicht beeinflussen, das weißt du so gut wie ich. Sollen wir deshalb von morgens bis abends nur Trübsal blasen? Ich möchte, dass meine Kinder fröhlich und ungestört aufwachsen können.“

„Das wollten die Mütter vor dem 2. Weltkrieg sicher auch, die Nazimütter und auch die, die vor den Taten der Nazis die Augen verschlossen haben, Christa. Nichts sehen, nichts, hören, nichts sagen.“

„Aber die Leute wollten doch den Krieg. Die haben doch Hitler damals zugejubelt, als er den Krieg ankündigte.“

„Da hast du recht. Aber sie haben sich einlullen lassen. Sie hatten keine Vorstellung, was Krieg bedeuten würde. Aber schau dich heute mal um. Wir leben in einer politisch höchst brisanten Zeit. Aber wieder schauen alle weg, alle denken, das wird schon gut gehen. Und einige, die würden sogar am liebsten losschlagen.“

„Wir aber nicht, Elke. Wir doch nicht.“

„Aber wenn man vergisst, was war, wenn man es vermeidet, der Vergangenheit ins Gesicht zu sehen, dann darf man sich nicht wundern, wenn es plötzlich wieder losgeht. Dieses Mal muss noch nicht einmal jemand jubeln. Da werden wir nicht gefragt.“

„Hör auf! Du machst nur Angst.“

„Weißt du was, Christa, ich habe Angst. Und am meisten Angst habe ich vor meinen Mitmenschen, die taten- und meinungslos zusehen.“

„Was meinst du?“

„Du bist Lehrerin. Wie findest du es, dass unsere liebe Bundeswehr schon so populär geworden ist in diesem Land, dass niemand was dabei findet, wenn Offiziere in Gymnasien den Sozialkundeunterricht übernehmen.“

„Bei uns nicht!“

„Und das reicht dir?“

„Jetzt fang nicht auch noch an, dich in meine beruflichen Angelegenheiten einzumischen! Hör auf!“

„Na gut, Schwesterherz. Ich habe es dir gesagt. Mehr kann ich nicht tun.“

Es wurde still. Keine sagte mehr etwas. Dann gingen Türen. Offensichtlich waren sie in ihre Betten gegangen. Ich lag noch lange wach.

4. Der Hauskauf

Den ganzen nächsten Tag sprachen die beiden kaum miteinander.

„Was haben die denn?“, fragte mich Bernd.

„Ach die haben sich gestritten, weil Mama uns nichts davon gesagt hat“, teilte ich ihm meine Interpretation des nächtlichen Streitgespräches mit. Wir warteten. Allmählich schien sich das Unwetter zu verziehen.

Beim Abendbrot am 2. Tag, an dem Elke bei uns zu Besuch war, kamen wir erneut auf das Thema. Wir hatten schon aufgegessen und ich wollte den Tisch abräumen. Meine Mutter blieb sitzen und hustete mehrfach.

„Warte mal, Karola, bleib doch noch hier!“.

Als sie sich der Aufmerksamkeit ihrer beiden Kinder und ihrer Schwester versichert hatte, lächelte sie erleichtert, holte tief Luft und meinte:

„Ihr denkt sicher, ich hätte mir die Entscheidung für diesen Hauskauf einfach gemacht. Das stimmt nicht. Ihr ahnt gar nicht, wie sehr mich diese blöde Geschichte schon beim Kauf des Hauses verfolgt hat. Ich suchte bereits eine ganze Weile, habe dann aber endlich einen Makler beauftragt. Allein, so glaubte ich, würde ich nichts finden. Das war so ein kleiner, quirliger Typ. Ich glaube, er bemühte sich wirklich, mir zu helfen. Er kannte ja unsere Geschichte. Ich habe sie ihm erzählt. Nun gut. Er schickte mir immer wieder Angebote. Die meisten waren viel zu teuer, oder wir hätten dann fast außerhalb der Stadt wohnen müssen. Das wollte ich auf keinen Fall. Als er dann mit diesem Haus kam, rief er mich an.

„Wie gefällt ihnen das neue Angebot?“ Ich konnte regelrecht hören, dass er sich freute, doch etwas vielleicht Geeignetes für uns gefunden zu haben.

„Sieht recht gemütlich aus und der Preis ist annehmbar, denke ich,“ sagte ich. „Ja, das kann man sagen. Die Gegend ist nicht die Schlechteste. Man ist in 10 Minuten im Zentrum und lebt doch schon ein wenig im Grünen.“

Er zögerte. Ich dachte sofort, jetzt kommt der dicke Pferdefuß. Und irgendwie war es ja auch so.

„Und?“, konnte ich nur sagen.

„Also, da Sie diese Häuser offensichtlich nicht kennen, Frau Wenning, muss ich es Ihnen direkt sagen. Manche Kunden finden das nicht so prickelnd. Anderen ist es egal. Also: es geht darum, dass diese Häuser ursprünglich zum KZ Sachsenhausen gehörten.“

„Was?“, fragte ich. „Im ersten Moment reagierte ich entsetzt.“

„Nein, nein, nicht so, wie sie jetzt denken! Es waren einfach die Wohnhäuser, die man für die KZ-Wärter und ihre Familien gebaut hat. Die haben da gewohnt. So hatten sie es nicht weit zur Arbeit. Er lachte. Ich konnte dieses Lachen nicht richtig einordnen.“

„Was heißt das denn?“ fragte ich unsicher. „Merkt man das heute denn noch irgendwie?“

Er beruhigte mich. Man sehe nichts und käme auch gar nicht auf die Idee, wenn man es nicht wüsste. Ich fragte mich, warum er mir diese Geschichte dann unbedingt erzählen musste. Ich war mich plötzlich nicht sicher, ob ich das so einfach vergessen könnte, wenn ich da wohnen würde.

Er erklärte mir, er müsse das tun, denn einige seiner Kunden würden ihm sonst vielleicht nachher Vorwürfe machen.“

Wir hörten gespannt zu. Also war es unserer Mutter genauso gegangen wie uns. Sie hatte also neulich nur so getan, als sei das für sie unwichtig, damit wir es so hinnehmen.

„Und dann kam es“, fing Mama wieder an. Der Makler kam ins Plaudern.

„„Ach, wissen Sie“, das war doch für die auch nur ne ganz normale Arbeit. Irgendwomit muss man halt sein Geld verdienen, nicht wahr? Man sollte das auch nicht so verbissen sehen, finde ich.“ Ich sah ihn verwundert an.

„Die alte Zeit ist vorbei, verdammt noch eins. Und wir können sowieso gar nichts dazu sagen, wie das so war für die Leute. Die hatten Krieg und man war dann eben nicht mehr so zimperlich“, fügte er hinzu, als er merkte, dass ich ihn irritiert anblickte.

„Also wie auch immer“, kam er dann schnell wieder aufs Geschäft zu sprechen. „Das Häuschen, Frau Wenning, ist eine Ringeltaube, genau das, was sie brauchen. Nicht zu groß, aber groß genug, dass ihre Kinder eigene kleine Zimmer haben, ein kleiner Garten, Abstellfläche auf dem Boden und im Keller, ein schönes Wohnzimmer mit Blick auf die

Natur hinten raus... was wollen sie mehr? Und direkt vor der Nase das Strandbad am Lehnitzsee. Man muss nur ein paar Minuten durch den Wald laufen.“

„Er hatte ja Recht. Aber glaubt mir, ich habe es mir lange überlegt. Am liebsten hätte ich es mit euch besprochen. Aber ich dachte, ich sollte euch besser nichts sagen, tut mir leid. War vermutlich falsch. Ich habe hin und hergedacht, habe mit meiner Freundin Jennifer darüber gesprochen, habe überlegt, was euer Vater dazu gemeint hätte.“

„Was hat denn Jennifer gesagt“, wollte Bernd wissen.

„Ach, die hat mich ausgeschimpft, dass ich solche albernem Bedenken hätte. Sie fände das völlig egal, und wenn in dem Haus einmal eine Bande von Verrückten gewohnt hätte, das, so sagte sie, würde sie nicht für zwei Cent jucken.“

Auch als ich darauf hinwies, dass es sich aber hier um Nazis, SS-Männer, Hilfsschergen handelte, die jede Menge Menschen auf dem Gewissen hatten, ließ sie sich nicht beeindrucken.

„Na und? Und wenn schon! Wenn ich mal nachforsche, wer in meinem Haus drüben alles gewohnt hat. Davon muss man sich frei machen. Vergiss es einfach!“

„Typisch deine Jennifer!“, warf Bernd ein.

So leicht habe ich es mir also wirklich nicht gemacht. Aber am Ende habe ich mich dann doch dafür entschieden. Der Makler hatte ganz recht, es ist genau das Richtige für uns. Oder?“

„Ja,“ gaben wir zu. „Das stimmt schon. Aber jetzt ist es nicht mehr so wie noch heute früh. Ich hoffe, das geht wirklich vorbei!“

Mama reagierte enttäuscht. Offenbar hatte sie geglaubt, uns durch ihre Erzählung beruhigen und ablenken zu können.

Ein wenig verärgert sagte:

„Es ist ja nun nichts mehr daran zu ändern.“

Und als alle schwiegen, fügte sie gereizt hinzu:

„Dank deiner Neugier, liebe Schwester, haben wir jetzt ganz schön zu schlucken. Was hast du dir bloß dabei gedacht, die Bombe hier so einfach beim Kaffeetrinken platzen zu lassen?“

Elke schwieg weiter.

„Kommt! Lasst uns nicht mehr daran denken. Was machen wir morgen?“, fragte Mama nach einer kleinen Pause unversehens. Ihr Gesicht strahlte plötzlich wieder die freundliche, aber auch harte Art aus, die eben unsere Mutter so an sich ha

5. Moderne Geister

Als ich abends schlafen gehen wollte – wir hatten sehr lange zusammengesessen, ich durfte heute bis nach 22.00 Uhr aufbleiben und war nun hundemüde – da kamen mir die Geschichten von damals wieder in meinen Kopf. Ich öffnete die Tür zu meinem kuscheligen Zimmer und prompt überfiel mich die Frage, wer wohl in diesem Raum gewohnt hatte. Die Kinder des KZ-Wärters? Wussten sie, welchen Beruf ihr Vater hatte? Ich legte mich aufs Bett, sah beunruhigt die Wände an. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Mir kam es so vor, als wäre ich nicht allein, als läge ich hier und beobachtete die Familie des KZ-Wärters, ihn, also den Vater, seine Frau, die Kinder. Wie war es damals? Ich belauschte, was sie sagten, wie sie sich bewegten. Und auf einmal konnte ich ihre Gedanken hören.

Ich stand auf und trat ans Fenster. Draußen war es stockdunkel. Ich sah geradeaus in die Dunkelheit hinter unserem Garten. Da also war das KZ gewesen. So nah! Ob man die Menschen bis hierher hatte schreien hören? Und: Wussten die Kinder, wer schrie und warum?

Vorsichtig schlich ich mich ins Wohnzimmer nach unten, wo Tante Elke auf dem Sofa schlafen sollte. Sie hörte mich kommen und richtete sich auf. Ich denke, sie hatte schon geschlafen, war aber trotzdem ganz freundlich zu mir.

„Karola, was ist? Kannst du nicht schlafen?“.

Ich nickte.

„Ich muss immerzu an die Familie denken, die damals hier ... du weißt schon, ...,“

Elke seufzte tief.

„Meine Güte, was habe ich angerichtet! Das wollte ich nicht. Deine Mutter wird mir böse sein.“

„Aber ich finde das richtig, das zu wissen. Mama will uns immer nur schonen. Dabei müssen wir doch mit der Realität klarkommen lernen, oder? Aber ich bin tatsächlich total schockiert.“

„Tut mir leid Karola, vielleicht sollten wir einfach nicht mehr über all das sprechen?“

„Doch, Tante Elke, ich möchte, ich muss darüber reden. Ich kriege es sonst nicht mehr aus dem Kopf. Was waren das für Leute? Waren sie sich ihrer Schuld bewusst? Fanden sie es überhaupt schlecht, was sie da taten oder war es für sie eine Arbeit wie jeder andere?“

„Das kann ich dir auch nicht sagen. Willst du es wirklich herausfinden?“

Ich nickte bestimmt.

„Wir könnten mal ins Museum gehen, jetzt in den Tagen, wo ich noch hier bin. Es ist gar nicht weit. Von hier aus kann man sogar hinlaufen. Wir könnten schauen, ob wir über die Leute hier in diesen Häusern mehr in Erfahrung bringen. Aber ich fürchte, du wirst dann nicht mehr hier wohnen wollen.“

„Das wäre schrecklich, vor allem für Mama. Sie hat sich solche Mühe gegeben und sie war so stolz auf diesen Kauf. Es sollte der Anfang sein für ein neues, wieder unbeschwertes Leben, ein Neuanfang für uns drei ohne Papa. Du weißt es ja. Aber ich möchte es trotzdem wissen!“

Ihr konnte ich alles erzählen. Mama hätte sich gewundert, wenn sie mich gehört hätte. Elke nickte nachdenklich.

„Deine Mutter hat mir eben noch gesagt, dass sie traurig ist über das Ganze. Sie fürchtet, es wird euch beide belasten.“

„Aber es ist doch belastend! Mama ist echt gut! Da kann man doch nicht einfach drüber wegsehen. Ich gehe mit dir ins Museum. Das ist eine super Idee! Vielleicht geht ja Bernd auch mit. Aber wenn ich mich nicht damit befasse, weißt du, dann wird es mich sicher ewig verfolgen. Ich will den Tatsachen ins Auge sehen, Tante Elke. Dann kann ich sie vielleicht innerlich für mich wieder loswerden.“

„Machen wir, abgemacht. Und“, sie hielt mich am Arm zurück, „du kannst gerne Elke zu mir sagen, von Frau zu Frau sozusagen.“ Ich nickte erfreut. Sie schickte mich ins Bett.

Ich schlief erstaunlicherweise sofort ein. Traumlos. Zumindest konnte ich mich morgens an keinen Traum mehr erinnern.

Dennoch fiel mir nach dem Aufwachen alles wieder ein.

Ich ging zum Fenster. Zum ersten Mal betrachtete ich die Gegend hinter unserem Garten genau, suchte durch die noch fast kahlen Büsche und Bäume hindurch nach irgendwelchen Hinweisen und Zeichen, dass dort einmal ein KZ gewesen war. Man konnte kaum etwas erkennen. ‚Das sollte ich mir direkt vom Garten aus mal ansehen‘, dachte ich.

Es war Sonntag, die anderen schliefen noch. Ich zog mir was an. Dann schlich ich durchs Haus, die Treppe runter, zur Gartentür hinaus. Dieses Mal hatte ich keinen Blick für unsere ersten Gartenversuche, die neu gepflanzten Stauden, die neu abgesteckten Blumenbeete für die Sommerblumen. Ich habe sie noch im alten Haus angezogen. Sie sollen raus, sobald die Eisheiligen herum sind.

Ich lief bis an den hinteren Zaun. Dort starrte ich in das Gewirr von Zweigen und Büschen. Man sah nichts, außer ein paar Schuppen, die aber noch zu unseren Häusern gehörten. Ich ging am Zaun entlang ein Stück weiter. Plötzlich hörte ich ein Geräusch neben mir. Ich schrak zusammen und sah mich um. Mir war, als sähe ich dort zwei Kinder, beide ein wenig jünger als Bernd und ich. Sie standen genau da am Zaun, wo ich eben noch gewesen war. Sie beugten sich, so weit sie konnten, hinüber.

„Hörst du was?“, fragte der Junge das Mädchen. „Papa hat heute früh gesagt, dass sie wieder einige von denen bestrafen werden, weil die nicht ordentlich arbeiten. Er hat nicht lustig dabei ausgesehen.“

„Was machen besonders die denn mit denen?“, fragte das Mädchen neugierig.

Der Junge antwortete nicht gleich, so, als müsse er sich überlegen, ob er sprechen sollte. „Ich weiß, was die mit denen machen“, brüstete er sich schließlich doch.

„Wirklich? Dann sag es doch, Werner! Bitte!“

Das kleine Mädchen stand mit den Füßen auf der ersten Stufe des Zaunes, hielt sich am oberen Rand fest, ließ ihren Körper nach hinten fallen und schaukelte ihn hin und her. Der Bruder antwortete nicht.

„Ach, du weißt es ja doch nicht!“, provozierte sie ihn. Sie warf ihm einen herausfordernden Blick zu.

„Doch. Ich weiß es, wirklich Lucie. Ich habe mal gelauscht, als Vater es der Mutter erzählte. Sie werden in einen Raum geschickt. Man sagt ihnen, sie würden gemessen oder so. Und dann ...“

„Was dann? Nun sag schon!“

„Vater hat es nur angedeutet. Er hat gesagt: ‚Aber wie groß die sind, das will eigentlich gar keiner wissen.‘“

„Was denn?“

„Keine Ahnung. Aber man will sie doch bestrafen.“

„Ob wir mal fragen?“

„Bloß nicht, Vater will doch nicht, dass wir über seine Arbeit reden. Er würde uns böse anfahren und wissen wollen, woher ich das weiß. Nee, lieber nicht.“

„Aber in meiner Klasse, die sind gemein zu mir, die nennen mich manchmal ‚Toten-Lucie‘. Da kommt die Toten-Lucie, sagen sie. Was meinen die damit?“

„Vielleicht sterben die dann an der Bestrafung, ich meine die, über die Vater erzählt hat. Vielleicht meinen die so was.“

„Ja, vielleicht. Ich sage zu denen in meiner Klasse immer, dass sie aufhören sollen. Und dann lachen sie und sagen: ‚Frag doch mal deinen Vater!‘“

„Da darfst du dir nichts draus machen, Lucie. Vater macht hier eine wichtige Arbeit, weißt du. Es geht um Deutschland und darum, dass die Juden Deutschland nicht kaputtmachen.“

„Heil Hitler!“, kicherte Lucie altklug und lachte.

„Da gibts nichts zu lachen, Lucie. Das ist ganz ernst. Da geht es um Leben und Tod. Und Vater weiß da genau Bescheid. Die Kinder in deiner Klasse, die sind einfach blöd, weißt du!“

Werner hatte sich seiner Schwester zugewandt, legte seinen Arm um sie, zog sie vom Zaun herunter.

„Lass mich!“, rief Lucie. „Ich kann das alleine!“

„Hörst du nicht? Da ruft Mutter zum Essen, komm, schnell ins Haus“!

Es entstand eine kleine Pause. Dann sagte der Junge:

„Wir haben eben nicht über das – du weißt schon – wir haben nicht darüber geredet, verstehst du!?“.

„Großes Ehrenwort. Das ist unser Geheimnis! Ist doch klar!“

Ich hatte dem Gespräch der Kinder wie gebannt gelauscht. Nun waren sie wohl weg. Ich stand wieder allein am Zaun. Ich hörte nur noch die Vögel in den Bäumen, dann das Geräusch eines Autos weiter oben auf der Straße. Mich fror auf einmal. Langsam schlich ich zurück, ging durch die Gartentür wieder ins Haus. In der Küche war Mama dabei, das Frühstück vorzubereiten.

„Wo warst du?“

„Ach, nur im Garten.“

„So früh?“

„Der Garten ist schon so schön,“ sagte ich.

Ja, ich würde mit Elke in das KZ Museum gehen.

6. Das alte Foto

Doch, tatsächlich: Jetzt, wo wir auf das Museums-Haus zingingen, konnte ich mich wieder genau erinnern. Damals war ich nicht so richtig bei der Sache. Irgendein Ausflug war das an diesem Tag für mich, den Papa und Mama mit uns machen wollten, damit wir was lernen. Das kam öfter vor, und wir spielten geduldig mit. Ich glaube, ich habe damals während des ganzen Besuches nur darüber nachgedacht, was ich meiner Freundin am nächsten Freitag zu ihrem Geburtstag schenken könnte.

Heute aber spürte ich vom ersten Moment an, dass es hier in diesem Museum um den Tod ging. Alle Besucher schauten so schrecklich ernst. Und sobald man sich die Bilder und Auslagen näher ansah, erkannte man sofort, dass hier versucht wurde, etwas unerträglich Schreckliches festzuhalten. Da waren Bilder von ausgemergelten Menschen, Fotos von Leichenhaufen, die die Russen damals gemacht haben, als sie das KZ Sachsenhausen befreiten. Und überall gab es Notizen, Erklärungen und Zeittafeln, die Schlimmstes enthüllten. Es war unerträglich, was wir sahen und lesen mussten. Später gingen wir auch raus auf das Gelände des KZs. Das war noch schlimmer.

Ich kann, wo alle Erinnerungen noch so frisch sind, jetzt nicht mehr darüber nachdenken, vielleicht später einmal. Wir wurden alle drei immer schweigsamer, je länger wir dort herumliefen. Vergessen werde ich es nie. Da bin ich sicher. Ich verstehe gar nicht, warum es mich vor zwei Jahren so kalt gelassen hat.

„Aber über die KZ-Aufseher haben wir bisher nur ziemlich allgemeine Informationen erhalten“, meinte Elke nach einiger Zeit. „Schade!“ Auch sie sah mitgenommen und aufgewühlt aus.

Sie hatte Recht. Das war ja schließlich der Anlass für unseren Besuch hier gewesen. Wir, vor allem ich, wollten ja wissen, was das für Menschen waren, die da vor uns gelebt, geschlafen, gegessen haben, ihre Kinder erzogen und sich und ihre Kinder vermutlich sogar geliebt haben.

Elke ging zurück an den Eingang. Dort fragte sie die Museumswärterin nach irgendwelchen Hinweisen über die KZ-Wärter. Die wies uns an eine Stelle ziemlich am Rande des Ausstellungsraumes. Dort fanden wir dann auch, was wir suchen: Namen und Fotos von KZ-Wärtern. Zu meinem Entsetzen waren auch zwei Frauen dabei. KZ-Wärterinnen. Ich versuchte, in ihren Gesichtern zu lesen. Sie sahen weder brutal noch teuflisch aus, ganz normale Frauen, ein wenig herbe Züge vielleicht. Aber vermutlich war das meine Fantasie. Einmal mehr fragte ich mich, wie Menschen mit anderen Menschen so umgehen können. Und dann gehen sie nach Hause zum Abendbrot und die Frau erzählt, was heute beim Einkaufen passiert ist. Die Kinder berichten über ihre Klassenarbeiten und Mathematik-Noten, oder sie fragen, ob sie morgen bei ihren Freunden übernachten dürfen. Ich bekam plötzlich Magenschmerzen.

Elke entdeckte einen kleinen Stapel alter Fotos und Postkarten. Wir nahmen sie aus dem Kasten heraus, blätterten die Bilder durch. Portraits, auch wieder die beiden Frauen darunter, dann mehrere Fotos, die eine Gruppe Menschen am Ufer eines Sees zeigten: im Gras sitzend, die Picknickkörbe zwischen sich.

Auf einem Foto stand eine Notiz auf der Rückseite, mit Tinte geschrieben, verblasst aber noch lesbar. „Unser Betriebsausflug am 27.7.1944 am Lehnitz-See.“

„Schaut mal, hier ist der KZ-Wärter, der mit dem Bart, den haben wir vorhin schon gesehen auf einem anderen Foto.“

Tatsächlich, sie saßen alle um den Picknick-Korb herum, auch die beiden Frauen waren dabei. Im Hintergrund erkannte man den See. Die Gruppe hatte es sich zwischen zwei umgekippten Baumstämmen im Ufergras gemütlich gemacht. Wenn man genauer hinsah, konnte man erkennen, dass sie fröhlich waren, einige der Gesichter lachten.

„Die haben ihren Betriebsausflug gemacht wie irgendeine andere Kollegengruppe, wie Leute aus der Stadtverwaltung oder aus dem Chemiewerk“, stellte Elke fest. Ihre Stimme klang erregt.

Ich starrte die Fotos fasziniert an, entsetzt zugleich: Ich konnte diese Menschen lachen hören: Sie flirteten mit einander und reißen Witze, sie tobten wie die Kinder, einige der Männer saßen abseits und spielten Karten. Eine Frau geht herum und versorgt alle mit Bier.

„Herrliches Wetter heute. Klasse für 'nen Betriebsausflug!“, sagt einer.

„Haben wir uns wahrhaftig verdient. Die letzte Woche war doch ziemlich anstrengend. Und nächste Woche kommt schon wieder *so ein großer Transport aus Theresienstadt*. Ich finde, sie sollten die Arbeit mal ein bisschen gerechter aufteilen. Bei uns landen eindeutig zu viele.“

„Ach komm, wir schaffen das doch. Und die verlausten russischen Gefangenen, die da jetzt bei uns untergebracht sind, die machen schließlich nicht so viel Arbeit. Für die muss ja nicht mal die Küche was tun.“

„Ja, Recht hast du. So kann man es auch sehen.“

„Und die halten das auch nicht lange aus, so ganz ohne was zum Fressen, dann sind wir sie schnell wieder los.“

„Ach, mal was Anderes: Nächste Woche ist Sommerfest am Schloss. Unser Chor tritt wieder auf. Kommt ihr?“

„Mal sehen, wir wollten am Wochenende eigentlich mit den Kindern zu den Großeltern nach Berlin.“

Dann hörte ich nichts mehr. Die Figuren auf den Fotos schienen wieder erstarrt, eine Momentaufnahme, mit mäßig guter Foto-Technik vor 70, 80 Jahren aufgenommen.

Ich begriff das nicht. Das Foto zeigt, dass sie sich wie ganz normale Leute verhalten haben. Wahrscheinlich sprachen sie auch von ihrer Arbeit, als würden sie Bratpfannen herstellen oder Nähmaschinen.

„War denen wirklich nicht klar, was sie taten“, fragte ich schließlich in das Schweigen hinein.

Elke schaute mich an. Dann sagte sie langsam:

„Wir wissen es nicht. Aber man kann es sich einfach nicht vorstellen!“

„Nun wie war es im Museum?“, empfing uns Mama.

„Ziemlich beeindruckend.“

„Und habt ihr was gefunden, ich meine über das Haus hier?“

„Nicht direkt, aber über die KZ-Wächter allgemein gab es schon einige Informationen dort. Fotos konnten wir auch anschauen. Es waren auch zwei Frauen dabei.“

Ich erzählte es mit müder Stimme. Ich wollte mit Mama eigentlich nicht darüber reden, merkte ich.

Trotzdem musste ich viele Tage lang noch immer darüber nachdenken. Wenn ich das Haus betrat, stellte ich mir vor, wie es gewesen sein könnte, als Lucie damals – so hieß doch das kleine Mädchen – aus der Schule kam. Wahrscheinlich nicht viel anders als heute bei uns? Lucie war ja noch ein richtiges Kind. Aber der Bruder, der bekam schon so Einiges mit. Natürlich musste er zu seinem Vater halten. Was sonst hätte er denn machen sollen? Wie hieß er gleich? Ich überlegte, ob Lucie ihren Bruder beim Namen genannte hatte. Ja, Werner. Sie nannte ihn Werner.

Die Kinder kamen aus der Schule, legten ihre Ranzen im Flur ab und schauten erst mal in der Küche nach, was die Mutter gekocht hatte. Und diese Frau stand am Herd und wusste die ganze Zeit, dass ihr Mann wenige hundert Meter weiter damit beschäftigt war, Menschen zu schikanieren, ihren Tod vorzubereiten, sie als Ungeziefer zu behandeln. Fand sie das gut? Dachte sie auch so? Oder ging es ihr vielleicht schlecht, weil sie es nur schwer ertragen konnte.

„Wann kommt Vater nach Hause?“, fragte vielleicht Lucie. Sie waren schon mit der Suppe fertig. „Heute wird es sicher wieder spät“, könnte die Mutter geantwortet haben. „Es gibt im Moment so viel zu tun drüben im Lager.“ Und Werner hätte seine Mutter vielsagend angesehen. Aber sie würden schweigen. Und Lucie hätte vielleicht noch gesagt: „Doofe Arbeit. Die sollen unseren Vater mal mehr nach Hause schicken. Die Arbeit können doch die anderen auch machen.“ Und die Mutter würde ihr daraufhin übers Haar gestrichen haben: „Lass mal, Vater wird eben gebraucht. Aber am Sonntag, da gehen wir alle zusammen zum See, ja?“

Diese Geschichten verfolgen mich.

Aber ich bin trotzdem froh, dass ich es nun weiß, und man mir nichts vormachen kann. Elke fährt morgen wieder nach Hause. Mit wem kann ich jetzt darüber sprechen? Nicht mit Mama. Die kriegt doch nur Angst um uns.

Teil 2 – Maria und das Vergessen

7. Die Beerdigungsgesellschaft

Maria war vor wenigen Stunden begraben worden. Inzwischen zeigte keiner mehr seine Trauer. Und es gab auch niemanden mehr, der nur vorgab, traurig zu sein. Die Menschen erinnerten sich wieder, dass sie selbst noch lebten und vom Leben gefordert waren.

Die Beerdigung hatte gegen Mittag stattgefunden. Jetzt saß Helgas Familie in der Gaststube ‚Zum goldenen Rad‘ zusammen. Das war gleich um die Ecke am Friedhof. Helga hatte einen kleinen Raum für die Familie reservieren lassen, wo sie ungestört sitzen konnten. Sie war eine umsichtige Frau, die nichts vergaß.

Nun hockten alle hier zusammen: Helga und ihr Mann Gerd. Von ihren Kindern war nur die Tochter Beate aus Berlin gekommen, allerdings ohne ihren Ehemann. Der war dienstlich verhindert. Die beiden Söhne von Gerd und Helga hatten sich entschuldigt. Sie mochten Oma Maria nicht so sehr und hielten sich ohnehin immer gerne aus Familienangelegenheiten raus. Aber Kathi, die hübsche 10jährige Tochter von Beate und der 12jährige Swen waren dabei. Man genoss den starken Kaffee, der die Lebensgeister weckte, und verspeiste Kuchen und Gebäck. Für die Kinder gab es Limo. Swen, der Ältere ergatterte eine Cola. Keiner achtete darauf. Alle schienen froh, dass nun das Begräbnis hinter ihnen lag und man sich unter Lebenden wieder dem Alltag zuwenden konnte.

Dennoch, worüber sie auch sprachen, die Verstorbene war doch noch irgendwie unter ihnen.

„Sie war ja am Schluss wirklich schon ein bisschen komisch, die gute Maria“, seufzte Helga. „Es war nicht ganz einfach mit meiner Mutter. Seit mein Vater tot ist, ist sie immer sonderbarer geworden“.

„Wieso?“, ließ sich der Junge vernehmen. „Ich mochte Uroma!“

„Ich auch!“, prustete seine Schwester in die Runde.

„Ja, natürlich war Oma Maria nett. Und wir haben sie alle auch gern gehabt, Kathi,“ wandte sich nun Beate ihren Kindern zu. „Aber ehrlich gesagt, bin ich froh, dass jetzt niemand mehr dauernd mit ihr zum Massengrab hinter dem KZ gehen muss. Als ich noch hier zu Hause wohnte, durfte ich sie Woche für Woche dorthin begleiten. Sie erwartete das später auch dann noch von mir, wenn wir hier bei euch zu Besuch waren.“

Und sie musste dorthin, koste es, was es wolle. Als hinge ihr Leben davon ab. Es wurde ja immer schlimmer damit.“

Helga nickte verständnisvoll:

„Die Nachbarn haben schon geredet. Mir war das sehr peinlich, vor allem, weil sie immer wieder neu ihre Geschichte von Paul aufgetischt hat. Es hing allen längst zum Hals raus.“

Gerd, ihr Mann murmelte in seinen Bart:

„Deine Mutter ist eben über die Ereignisse in den letzten Kriegstagen nie hinweggekommen, Helga.“

„Das kann man wohl sagen!“, hakte sie sofort ein. Gerd, der wohl noch etwas anderes bemerken wollte, machte den geöffneten Mund wieder zu und schwieg.

„Aber es ist doch gar nicht wirklich während der Kämpfe passiert. Hier im Ort patrouillierten längst die Russen und die Waffen ruhten. So gesehen war hier der Krieg aus, als sie Paul erschossen haben. Das ist sicher besonders tragisch gewesen, das kann man ja verstehen. Aber wenn du mich fragst, hätte Maria in den nächsten 70 Jahren auch mal versuchen können, die Vergangenheit hinter sich zu lassen,“ fuhr Helga fort. Man sah ihr an, dass sie sich ein Leben lang über diese Angewohnheit ihrer Mutter geärgert hatte.

„Schon als ich ganz klein war und gerade eben laufen konnte, hat sie mich immer mitgeschleppt. Lange habe ich gedacht, das müsse so sein. Später habe ich alles versucht, mich davor zu drücken. Vater kam ja nie mit. Er hasste diesen ganzen Umstand wegen Paul. Aber er ließ sie ziehen.“

„Und später war ich dann dran“, fiel Beate ein. „Immer sollte nur ich mit ihr gehen. Nie Henrik oder Erich. Als ich noch klein war, fand ich es ja noch interessant, allein mit Oma was zu unternehmen. Die Jahre danach hat es mich mehr genervt. Aber ich konnte ihr die Bitte nie abschlagen. Sie hätte es nicht verstanden und wäre bestimmt furchtbar verletzt gewesen.“

„Erich und Henrik sind ja auch nicht zu ihrer Beerdigung gekommen, die haben es immer geschafft, sich Uroma vom Leib zu halten“, bemerkte Gerd. In seiner Stimme klang Bitterkeit.

„Mama, ich finde, du hättest dich damals ja auch mal auf meine Seite stellen können! Hättest ihr sagen müssen, dass sie mich als unwissendes Kind nicht zu ihrer wöchentlichen persönlichen „Gedenkfeier“ mitschleppen sollte. Aber ihr habt es immer geduldet.“ Auch Beate regte sich jetzt auf.

„Ach, lass man, Beate! Ärger dich nicht mehr. Oma ist tot und hat jetzt endlich ihre Ruhe. Es ist ja nun vorbei. Und der Krieg ist seit 74 Jahren aus. Wir haben heute andere Zeiten. Wir leben seitdem in Frieden.“

Gerd hustete. „Wir vielleicht,“ murmelte er und sah seine Frau kopfschüttelnd an. „Wir vielleicht“, wiederholte er. Helga runzelte die Stirn.

„Was soll das jetzt, Papa? Hör auf mit deinem ewigen Politisieren! Wir reden hier über Maria und ihren Tick. Um mehr geht es nicht.“

Und an ihre Tochter Beate gewandt sagte sie mit beruhigender Stimme:

„Und die letzten 15 Jahre, ich meine, seit du selbst Kinder hast, hat sie dich doch damit in Ruhe gelassen, oder?“

„Sie hat es aber immer wieder versucht. Ich bin dann endlich stur geblieben. Aber ich habe nur darauf gewartet, dass sie anfängt, Swen mitzunehmen oder Kathi.“

Helga antwortete nicht gleich.

Da sagte Gerd:

„Helga, ich meine nur, du lebst hier vielleicht in Frieden. Aber es gibt so viele Menschen, die das nicht tun. Es gibt immer noch Krieg und sogar wieder mehr. Ich kann das nicht so wegschieben wie du. Und ich fand eigentlich, dass Maria gar nicht so verrückt war. Warum sind denn 70 Jahre so eine lange Zeit? Irgendwie konnte ich sie verstehen. Und die Weltlage heute sieht nicht gerade so aus, dass man sich keine Sorgen darum machen müsste, dass uns der nächste Krieg ins Haus steht.“

„Jetzt ist aber gut, Gerd, nicht vor den Kindern! Ich will das nicht mehr hören!“, wettete Helga ihren Mann an. Der lächelte und brummte vor sich hin.

Beate versuchte, die Lage zu beruhigen:

„Bitte Opa wir wollen das jetzt wirklich nicht hören. Wir haben eben erst Maria begraben. Ich möchte nicht, dass ihr euch streitet.“

„Was war denn da im Krieg?“, fragte plötzlich Kathi. Und wieso glaubt Opa, dass wieder einer kommt?“

Alle schwiegen.

„Kinder, nun lasst doch die alten Zeiten“, versuchte jetzt auch der Großvater das Gespräch in andere Bahnen zu lenken. „Wollte mir Swen nicht noch sein Zeugnis zeigen, hast du es denn mitgebracht?“

„Der hat das natürlich wieder vergessen!“, trumpfte Kathi auf. Aber ich habe meins mit. Willst du es sehen?“

Da gerade erst die Winterferien angefangen hatten, konnte Beate mit ihren Kindern noch für ein paar Tage bei den Großeltern bleiben. Ihr Mann würde schon allein klarkommen.

Am nächsten Tag packte Helga mit Beate die persönlichen Sachen von Oma Maria in eine Kiste. Keiner hatte Interesse daran gezeigt, sie aufzuheben. Man wollte sie entsorgen. Es war nichts dabei, was jemand anderer noch hätte gebrauchen können.

Swen stand neben seiner Mutter. Er sah mit einem Gemisch von Neugierde und Befremdung die alten Sachen an: das Gebetbuch von Maria, eine Schachtel mit Briefen und Fotografien, ein paar Bücher und ein handgeschriebenes, gebundenes Heft.

„Mama, was sind das eigentlich für Besuche, die Oma Maria immer gemacht hat? Und warum fandest du das denn so schrecklich?“

„Ach, es war wegen Paul, ihrem jüngeren Bruder, du weißt doch?“

„Das ist doch der, der schon mit 14 gestorben ist?“

„Ja, der liegt da drüben am großen Kreuz begraben, hinter dem KZ Gelände.“

„Ach, komisch, da war ich wirklich mal mit Oma Maria. Aber ich dachte, das sei Zufall gewesen, wir sind doch einfach nur da spazieren gegangen.“

„Hat sie es also doch versucht!“, entfuhr es Beate.

„Und da liegt er? Warum gerade da? Ich dachte immer, da hätte man nur Soldaten begraben, die in den letzten Tagen vor Kriegsende gefallen sind.“

Ihr Sohn blickte sie erwartungsvoll an. Sie schwieg. Man hörte plötzlich, wie Wasser in der Spülmaschine einlief.

Swen ließ nicht locker.

„Weißt du denn nicht, wer da wirklich begraben liegt? Und wieso dann Uromas Bruder Paul? Der muss doch damals noch fast ein Kind gewesen sein.“

Helga erbarmte sich endlich und gab Auskunft:

„Er war 14. Und er war ein begeisterter Hitlerjunge.“

„Na und? Aber mit 14 konnte er doch noch gar nicht Soldat gewesen sein. Wieso liegt er denn da?“

„Also pass auf, Swen: Da in der Anlage bei dem großen Kreuz haben sie ein gutes Dutzend von Hitlerjungen begraben, keiner war älter als 14 oder 15 Jahre. Sie sind von den Russen erschossen worden.“

„Aber wieso haben die auf Jugendliche geschossen? Der Krieg war doch vorbei. Warum haben sie einfach weitergemacht?“

„Nein, die nicht, Swen. Aber Marias Bruder Paul war es, der nicht aufhören konnte mit dem Krieg spielen, er nicht und seine Hitlerjugend-Truppe nicht. Sie waren seit Jahren aktiv beim Volkssturm. Da hat man sie aufs Kämpfen vorbereitet und geradezu wild gemacht, alles für den sogenannten Endsieg zu geben. Sie fühlten sich als Kämpfer für Deutschland und als letzter Stoßtrupp von Hitler. Als die sowjetischen Truppen bei uns einzogen, haben sie sich nicht ergeben. Sie wollten unbedingt weiterkämpfen bis zum Sieg. Sie haben sich in einen Hinterhalt gelegt und auf russische Soldaten geschossen, die im Ort patrouillierten. Sie haben die Waffenruhe einfach ignoriert. Solche Leute wurden damals auf der Stelle erschossen, egal wie alt sie waren.“

„Oh“, sagte Swen. „Hat er denn jemanden getroffen, ich meine Marias Bruder Paul.“

„Ich weiß es nicht genau“, meinte Helga zögernd. „Darüber hat meine Mutter nie gesprochen. Aber einmal erwähnte sie, dass Paul wohl Pech gehabt hätte bei einer

dieser Aktionen. ‚Der Lümmel hat eben vorher schon zu viel mit den Schusswaffen rumgespielt. Er war einfach zu gut, um daneben zu treffen‘, hatte Maria damals gesagt.“
„Und Maria? Hat sie später zu ihrem Bruder gehalten? Oder hat sie ihm die Schuld gegeben. Weißt du das, Oma?“
„Sie hat ihn geliebt und um ihn getrauert, Swen, mehr weiß ich auch nicht.“

Beate hatte schweigend dem Gespräch zwischen Helga und ihrem Sohn zugehört. Sie blickte auf die paar Besitztümer, die von Uroma Maria übriggeblieben waren. Sie wollte auf einmal nicht, dass all diese Sachen von der Erde verschwinden würden, ohne dass sie noch jemand in der Hand gehabt hatte. Vielleicht könnte das Tagebuch erklären, warum Oma Maria so unbeschreiblich fixiert darauf war, das Grab ihres Bruders jede Woche aufzusuchen, Jahre lang, über 70 Jahre lang, bis zu ihrem Tod. Sie griff nach dem handgeschriebenen Bändchen und blätterte es flüchtig durch. Es war mit kleiner, akkurater Schrift vollgeschrieben. Über den kurzen Textabschnitten stand jedes Mal ein Datum: ein Tagebuch also.

„Kann ich das behalten, ich meine als Erinnerung an Oma?“, fragte sie Helga. Es sollte lässig klingen, nach einer plötzlichen Idee, die aber nichts weiter bedeutete. Aber ihre Mutter spürte das plötzlich aufgeflamnte Interesse ihrer Tochter und es befremdete sie.
„Warum willst du das denn lesen? Lass doch die alten Zeiten ruhen. Komm, leg es zurück, es bringt doch nichts!“

Beate zuckte mit den Schultern. Sie legte das Heft wortlos auf den Stapel zurück. Am Nachmittag, als die Kiste zum Abholen an der Eingangstür stand und keiner sich darum kümmerte, griff sie im Vorbeigehen nach dem handgeschriebenen Buch und brachte es rauf in ihr Zimmer, steckte es tief in ihr Gepäck. Keiner hatte sie gesehen und niemand würde das Buch vermissen.

8. Marias Tagebuch I

Als Beate fünf Tage später mit ihren Kindern wieder zurück in ihrer Berliner Wohnung angekommen war, räumte sie ihr Reisegepäck aus. Dabei fiel ihr das Tagebuch ihrer Großmutter in die Hände. Sie zuckte zusammen. Beate hatte in den Tagen bei ihrer Mutter immer wieder versucht, nicht mehr an Oma Maria zu denken. Es war ihr schließlich auch fast gelungen.

Nur als Swen sie einmal fragte: „Können wir nicht mal zu dem großen Kreuz gehen, da wo Marias Bruder begraben ist?“, kamen doch die Erinnerungen an Oma Marias Tick, wie sie es im Familienkreis immer genannt hatten, mit überraschender Heftigkeit

zurück. Sie bat ihre Mutter, den Kindern das Gedenkmal zu zeigen. Sie selbst wolle nicht mit. Auf keinen Fall. Helga seufzte, aber schließlich erklärte sie sich mit dem Vorschlag einverstanden.

Als nach ihrer Rückkehr weder Helga noch die beiden Kinder irgendein Wort zu ihrem Ausflug sagten, verdrängte Beate die Erinnerungen aufs Neue. Und nun, als sie das dünne Buch in Händen hielt, fragte sie sich irritiert, warum sie es eigentlich an sich genommen hatte.

Es wegzuworfen, traute sie sich nicht. Sie wollte es schon aufheben. Vielleicht würde es einmal die Kinder interessieren, wenn sie älter geworden sein werden. Die Zeugen der Nazizeit starben ja inzwischen einer nach dem anderen weg, so wie Maria. Bald würde es keine authentischen Zeugnisse mehr aus jener verfluchten Zeit geben. Nein, eigentlich hatte Beate auch gar nichts dagegen, wenn ihre Kinder sich mit dieser bösen Vergangenheit beschäftigten. Generell jedenfalls. Aber in diesem Fall? Es war nicht so einfach. Den Besuchen Marias am Grab ihres so jung verstorbenen Bruders hatte immer etwas Unverständliches, etwas Widersprüchliches angehaftet. Möglicherweise war es das, was ihr diese Besuche so verhasst gemacht hatte.

Beate setzte sich auf den nächstbesten Stuhl und blätterte flüchtig das Heft durch. Das Wort „Schuld“ sprang ihr dabei auf den letzten Seiten wiederholt ins Auge. Einmal las sie den Satz: „Und nun, wie kann ich so weiterleben?“.

Beate stand auf und legte das Heft vorsichtig auf den Tisch in ihrem Zimmer. Dann besann sie sich, nahm es auf und verstaute es in ihrem Sekretär, an den die Kinder nicht dran gehen durften. Sie wollte diese Seiten von Oma erst einmal selbst lesen, bevor sie das Heft aus der Hand geben würde.

Am selben Abend war sie eigentlich sehr müde. Am nächsten Morgen musste sie wieder in die Bank zu ihrer Arbeit. Dennoch setzte sie sich in ihren Lesesessel, knipste die Lampe darüber an und öffnete das Heft. Die Kinder schliefen längst. Ihr Mann Heiko hatte sich auch schon mit einem Buch ins Bett verzogen.

„Ich bin noch nicht müde“, hatte sie ihn angelogen. „Ich muss noch was durcharbeiten, der Chef hat mir eine Akte mitgegeben, ich soll mir ein Bild machen. Irgendein komplizierter Fall.“

Sie wollte sich jetzt Zeit nehmen. Sie war ganz gefasst. Beate schlug die allererste Seite auf. Die Schrift war nicht ganz leicht zu lesen. Einige Buchstaben sahen nach Sütterlin aus. Aber sie gewöhnte sich schnell daran.

„Mein Tagebuch“, las sie. Und den Namen: „Maria Borgwald“

Ach ja, so hieß Großmutter ja, bevor sie Großvater heiratete. Sie hatte das schon fast vergessen.

Darunter stand ein Datum „14. 8. 1944“ und ein weiteres Datum, offenbar das Ende ihrer Eintragungen: „5.7.1946“. Der Krieg war am 8. Mai 1945 aus. Kurz vorher musste das Drama, der Unfall, – nein, wie sollte man das denn bloß nennen – passiert sein. Maria hatte ihre Tagebuchnotizen also ein Dreivierteljahr vor Kriegsende begonnen und dann knapp zwei Jahre später beendet.

Also dann. Sie atmete tief und begann also zu lesen.

.....

14. August.

Ich mache mir solche Sorgen um Paul. Er wird gerade erst mal 14 zu Weihnachten. Aber er lebt jetzt schon so sehr sein eigenes Leben, fast wie ein Erwachsener.

Bis vor wenigen Monaten hatte ich noch Einfluss auf meinen kleinen Bruder. Er hat auf mich gehört, Ratschläge von mir angenommen. Seit unsere Mutter tot ist, habe ich Mutterstelle an ihm vertreten. Und das sind jetzt immerhin schon 5 Jahre. Ich musste das einfach tun. Vater kümmerte sich seit dem Tod unserer Mutter nicht mehr groß um uns. Klar, wir hatten zu essen, und wenn wir was zum Anziehen brauchten, dann gab er uns Geld dafür. Aber kaufen musste ich es. Er ließ mir freie Hand. Und eigentlich ging es auch ganz gut.

Meine Freundinnen sagen, ich wäre schon eine richtige Matrone, weil ich immer nur Paul im Auge hätte und mich um ihn Sorge wie eine Erwachsene. Aber das stimmt nicht so ganz. Vielleicht bin ich dadurch anders als andere Mädchen in meinem Alter, weniger sorglos und weniger daran interessiert, auf Jungs Eindruck zu machen. Kann sein. Aber ich bin manchmal auch noch ziemlich verspielt und kann auch sehr lustig sein. Vor allem mit Paul. Er ist ja gleichzeitig mein Bruder und ich habe mich mit ihm immer gut verstanden. Die 6 Jahre Altersunterschied bedeuten für uns manchmal gar nichts. Wir toben miteinander wie Gleichaltrige.

Aber jetzt hat sich etwas zwischen uns verändert. Es fing damit an, dass er in die HJ eintrat.

Im letzten Januar haben sie ihn in der Schule für die Hitlerjugend geworben. Vater war eigentlich dagegen. Er meinte, dort würden die Jungs auf einen Krieg vorbereitet. Er ist gegen die Regierung, ich weiß. Aber er redet nicht darüber.

Ich mag die Nazisprüche auch nicht. Aber alle meine Freundinnen sind im BDM und finden die neuen Entwicklungen in unserem Land toll. Ich versuche, mich da

herauszuhalten. Aber für Paul, so dachte ich noch, wäre der Kontakt mit den Gleichaltrigen eigentlich doch gut.

Vater und ich haben lange gestritten deswegen. Ich war der Meinung, dass Paul diesen Kontakt für seine Entwicklung brauchen würde. Bisher war er eher schüchtern und hatte kaum Freunde. Mit diesem Argument konnte ich Vater schließlich überzeugen, und er willigte schweren Herzens ein. Und als Paul zusehends aufblühte, mutiger und fröhlicher wurde, war ich erst mal zufrieden mit der Entscheidung.

Aber dann fing er an, sich zu verändern. Er begann, sich seiner Männlichkeit zu brüsten. Ich nahm es erst mit Humor, denn er sah mit seinen dünnen Beinen und dem Jungengesicht noch lange nicht wie ein Mann aus. Aber das war nicht alles. Immer öfter kam er heim und erzählte begeistert von den Kriegsberichten, die sie gemeinsam gehört hatten. Und während ich und wohl auch Vater ahnten, dass sich in Russland das Blatt für die deutschen Truppen gewendet hatte, war er weiter vom glorreichen russischen Feldzug und vom baldigen Sieg Deutschlands überzeugt.

Mir haben die jüngsten Bombenangriffe auf unsere Stadt im letzten März gereicht. Seitdem herrschte Angst unter den Leuten, wenn auch die meisten weiterhin Hitler zujubeln.

Paul lernt jetzt bei der Hitlerjugend sogar den Umgang mit richtigen Schusswaffen. Er spricht ständig davon, dass der deutschen Rasse die Herrschaft über die Welt zustehe. Und er ist immer noch davon überzeugt, dass dieser Krieg, den ich längst im Stillen verfluche, die erstrebte Weltherrschaft begründen würde. Wenn ich zu ihm „Guten Tag“ oder „Grüß dich“ sage, wenn er nach Hause kommt, fährt er mich an, das hieße „Heil Hitler“. Ich fange an, mich ernsthaft über ihn zu ärgern. Vieles ist einfach lächerlich an seinem Auftreten, aber irgendwie kommt es mir auch immer gefährlicher vor. Gefährlich für wen? Ich weiß es nicht. Verrückterweise habe ich in den letzten Tagen zum ersten Mal so etwas wie Angst ihm gegenüber gespürt.

Wenn ich versuche, mit ihm zu reden, dann lacht er mich aus. Wenn ich andeute, dass der Krieg schon viel zu viel Unglück über die Menschen gebracht hat, sieht er mich mit einem Blick an, dass es mir kalt den Rücken unterläuft. Ich habe begonnen, mich vor dem eigenen kleinen Bruder in Acht zu nehmen. Obwohl ich ihn liebe wie nichts anderes auf dieser Welt. Was soll werden?“

28. August 1944

Paul hat heute beim Frühstück gesagt, er schäme sich, weil unser Vater nicht in der NSDAP sei und ich nicht im BDM. An der Reaktion von Vati merkte ich, dass auch der die Veränderungen an seinem Sohn mit Nervosität und Unwillen beobachtet. Er antwortete

Paul nicht. Da warf Paul das Messer auf den Tisch und verließ die Küche. Vater und ich, wir schwiegen uns an. Endlich meinte er:

„Was ist da bloß aus unserem Jungen geworden? Was machen die aus ihm?“

Was hätte ich ihm antworten sollen?

26. September 1944

Unsere Truppen ziehen sich zurück, heißt es. Aber man darf nicht darüber reden. Es wird nicht mehr lange dauern. Das sagen viele. Nur laut sagt es keiner. Alle haben Angst. Jetzt soll es den Volkssturm geben. Wenn das nicht auch noch Vater trifft. Bisher hat ihn sein steifes linkes Bein davor geschützt, eingezogen zu werden. Nur Paul trällert den ganzen Tag. Er scheint gar nicht zu begreifen, was läuft. „Für den Führer zu sterben, das wäre eine große Gunst“, sagte er heute.

„Du bist verrückt, Paul. Was hat dein Hitler davon, wenn du für ihn sterben willst. Aber du, du verlierst dein Leben. Aber du hast es doch noch vor dir“, habe ich gesagt.

„So reden nur wankelmütige Leute, die nicht wert sind, in unserer Volksgemeinschaft zu leben,“ warf er mir an den Kopf und ließ mich wütend stehen.

Ich könnte weglaufen. Aber wohin? Vater schweigt dazu.

1.10. 1944

Wir hängen alle nur noch am Volksempfänger. Unsere Truppen müssen immer mehr zurückweichen. Sie sind inzwischen wohl schon in Polen, haben die Ukraine hinter sich gelassen. Was wird aus uns? Wenn wir verlieren, werden sich die Völker an uns rächen. Aber Paul sagt, „Wir siegen dennoch, warte es nur ab. Wenn Hitler erst mal seine Wunderwaffe einsetzen lässt.“

„Was ist das wirklich?“, fragte ich ängstlich. „Das wissen nur die engsten Kreise,“ sagte er stolz. Er tat gerade so, als gehöre er dazu.

23. 11. 1944

Sie haben Vater einberufen. Bisher konnte er sich mit seinem steifen Bein davor retten. Aber jetzt nehmen sie wohl jeden. Ich habe Angst um ihn. Paul klopfte ihm auf die Schulter und meinte, nun könne er endlich wieder stolz auf seinen Vater sein. Wie schrecklich!

Unsere Essenmarken reichen nicht. Offenbar wird alles immer knapper.

Meine Freundin Eva hat aus London geschrieben. Sie ist vor vier Jahren mit ihrem Verlobten nach England geflohen. Dort haben sie geheiratet. Sie leben unter erbärmlichen Verhältnissen, schreibt sie, im Flüchtlingslager. Und die Engländer sehen sie misstrauisch an, einfach nur deshalb, weil sie deutsch sind. Aber Eva und ihr Mann müssen jedenfalls keine Angst mehr haben, abgeholt zu werden. Heinrich, ihr Mann ist Jude. Ich wundere mich, dass der Brief ohne Zensur durchgegangen ist. Ich muss ihn

gut verstecken. Wenn Paul ihn finden würde – ich weiß nicht. Er ist unberechenbar. Es ist schrecklich, dass ich mit 21 Jahren Angst vor meinem kleinen Bruder haben muss. Eigentlich habe ich doch Angst um ihn.

9. Marias Tagebuch II

12. 1. 1945

Habe lange nicht mehr geschrieben. Es war einfach keine Zeit da. Alles war so bedrückend. Vater schrieb uns, irgendwo aus Polen. Er sei wegen seinem Bein in der Schreibstube eingesetzt, aber er bekäme viel Furchtbares mit. Überall Verwundete. Aber immerhin bekommen die Verletzten Heimaturlaub, schrieb er. „Wie geht es mit Paul?“, fragte er mich. „Was soll das denn heißen?“, meinte Paul gereizt dazu.

22.1.1945

Ich habe gehört, dass die ersten Truppen über die deutsche Reichsgrenze vorgedrungen sind. Die Nachbarin hat es mir gesagt, hinter vorgehaltener Hand. Ihr Onkel ist bei der SS. Ich darf mit niemand darüber sprechen. Schon gar nicht mit Paul. Täglich hört man jetzt von neuen Bombenabwürfen überall in Deutschland. Viele Städte sind inzwischen verwüstet. Hier ist es besonders schlimm mit den Bombenangriffen. Wahrscheinlich geht es dabei um die Auerwerke hinter dem Bahnhof. Vielleicht geht es auch um das Lager hier in Sachsenhausen. Wenn man die Bernauer Strasse rausfährt, kommt man daran vorbei, ich weiß. Von der Straße aus sieht man aber nicht viel. Wir wissen ja nichts. Aber man munkelt furchtbare Dinge. Paul meinte, die Leute, die dort eingesperrt sind, die hätten verdient, was sie kriegen.

„Warum“, wagte ich schüchtern zu fragen.

Paul sah mich fassungslos an.

„Du fragst noch, warum diese dreckigen Juden den Tod verdient haben? Sie haben unser Land ausgeraubt. Sie haben sich an unserem Volksgut bereichert. Reicht das etwa nicht?“

„Der Freund von Eva war Schreiner. Wieso hat der uns ausgeraubt?“

„Ist ja auch abgehauen, dieser Feigling“, konterte Paul. „Und komm mir bloß nicht mit deinen jüdischen Freunden an. Sieh dich vor, Maria!“

29. Februar 45

Es ist davon die Rede, dass die Schulen geschlossen werden und man die Kinder, die in politischen Organisationen mitmachen, für die Heimatfront ausbilden und einsetzen will. Ich bin entsetzt. Paul ist erst 14! Er dreht jetzt völlig durch, redet wirres Zeug vom Endsieg und davon, dass Deutschland bald die ganze Welt gehöre. Ich schüttele nur

noch den Kopf, wenn er nicht hinsieht. Denn seine Wut, wenn er merkt, dass ich oder auch Vater anders denken, ist inzwischen nicht mehr berechenbar.

Neulich abends war wieder so eine Szene. Ich saß danach weinend im Flur, konnte es einfach nicht mehr aushalten. Da kam er zu mir, ganz lieb und freundlich, so wie früher, so wie er früher zu mir gewesen war. Und er fragte, warum ich weine. „Wegen dir“, sagte ich. Ich konnte nicht anders. „Mach dir mal um mich keine Sorgen, Maritschka“, so nennt er mich manchmal, „ich bin alt genug, meinen Mann zu stehen. Und wenn ich mein Leben geben muss, dann kannst du stolz sein auf deinen kleinen Bruder.“ Und er strich mir übers Haar.

Da weinte ich noch mehr, aus Glück und Rührung wegen seines unerwarteten Verhaltens, aus Entsetzen über seine Gedanken.

4. März

Vater ist verletzt. Es kam vor 14 Tagen ein Brief von der zentralen Meldestelle. Er ist auf dem Weg zur Kommandantur angeschossen worden. Er liegt im Lazarett. Seine Truppe ist längst nicht mehr in Polen. Die Deutschen ziehen sich immer weiter zurück. Aber sie kämpfen offenbar bis zum letzten Mann.

Wir haben keine Ahnung, wie schlimm Vaters Wunde ist. Auch Paul ist jetzt ein wenig schockiert. Er versucht, über seine Beziehungen etwas herauszufinden.

Vater hat sich nicht viel um uns gekümmert, wahrhaftig nicht. Aber das jetzt, das hat er nicht verdient. Er wollte nicht in diesen Krieg. Ich glaube, er hat ihn sogar gehasst. Vielleicht lebte er deshalb in der letzten Zeit so zurückgezogen. Aber er darf mich nicht allein lassen mit Paul! Lieber Gott! Bitte nicht!

Das Leben hier im Ort versinkt immer mehr im Chaos.

11. April

Gestern gab es über uns eine furchtbare Luftschlacht zwischen deutschen und alliierten Verbänden. Es ist hier kaum noch auszuhalten.

12. April

Die Russen sind im Anmarsch. Sie haben die Deutschen in Ungarn besiegt und Wien eingenommen. Sie kommen auf Berlin zu. Alle Frauen haben Angst. Paul hat mir versprochen, jeden Russen niederzuschießen, der mir was tun will.

Ich hoffe, dazu wird es nicht kommen. Ich überlege schon, ob ich nicht weggehen kann von hier, mich irgendwo verstecken, auf dem Land vielleicht. Da gibt es eine entfernte Cousine, die wohnt tief drin in der Uckermark. Da finden sie einen nicht so schnell. Aber ich kann doch jetzt Paul nicht allein lassen.

Von Vater haben wir immer noch nichts gehört. Paul ist den ganzen Tag mit seinen Hitlerjungen unterwegs. Sie patrouillieren an den Ausfallstraßen. Als könnten 12 Halbwüchsige Panzer aufhalten.

15. April

Es heißt, gestern sei Potsdam bombardiert worden, von den Engländern. Wir haben ja kein Radio mehr, auch keine Zeitschriften. So was erzählen die Leute und man weiß nie, ob es wirklich stimmt.

16. April

Hinter uns liegt eine Bombennacht, schlimmer als alle vorher, es war der reine Horror. Stundenlang fielen Bomben auf uns runter. Viele Bomben, immer wieder! Die Stadtteile, in denen die Auerwerke und die Henkelflugzeugfabrik liegen, sind dem Erdboden gleich gemacht worden.

Ich habe die Nacht im Gartenhäuschen von Frau Weißgerber verbracht, einer Nachbarin, für die ich manchmal etwas mitbringe. Sie kann nicht mehr lange stehen und es dauert oft stundenlang, bis man endlich drankommt. Und dann ist oft nichts mehr da. Sie war so nett, mich mitzunehmen in ihr Häuschen. An Schlaf war nicht zu denken. Paul war in dieser Nacht nicht zu Hause. Das ist er jetzt nur noch selten.

Die Siedlungen mit den Wochenendhäuschen blieben von den Luftangriffen einigermaßen verschont, weil sich das Ziel wohl nicht lohnte. Aber über der Stadt gingen stundenlang Bomben nieder. Als wir am Morgen zurückkamen, erkannten wir unsere Stadt kaum wieder. Es gibt hunderte Tote. Jede Menge Verletzte. Leichen liegen herum. Häuser haben gebrannt. Auf den Straßen versperren Trümmer den Weg. Überall laufen Menschen durch die Straßen, die alles verloren haben und eine Unterkunft brauchen. Ich habe eine junge Mutter mit ihrem Baby mit in unsere Wohnung genommen. Sie ist verstört. Ihr Mann ist gefallen, und nun ist sie mit dem Baby auch noch obdachlos. So viel Elend!

17. April

Es geht zu Ende. Und wird doch jedes Mal heftiger. Die Alarme dauern täglich länger. Der Aufenthalt im Luftschutzkeller ist unerträglich. Ich bin danach immer am Rand meiner Kräfte.

Die Russen stehen schon seit Tagen an der brandenburgischen Grenze. Jetzt werden sogar Greise zum Volkssturm eingezogen. Was soll das? Wir haben die halbe Welt zerstört. Sie haben unsere Städte zerbombt. Es sind unzählige gestorben, unsere Soldaten und die der anderen Länder. Wer will da noch immer weiter machen? Paul ist fest entschlossen. So fanatisch wie in den letzten Tagen habe ich ihn noch nie gesehen. Mir wird angst.

Die Leute aus Berlin, die auch in den Wochenendhäuschen hier in der Nähe von Oranienburg die Bombennacht verbracht haben, erzählten uns, dass in Berlin inzwischen die Hölle los sei. Die SS hat angefangen, alle zu lynchen, die sich ergeben wollen oder andeuten, dass sie nicht mehr an den Endsieg glauben. Deserteure, aber auch Zivilisten, werden wahllos zusammengeschossen. Eine Frau hat gesehen, wie sie einen 17-Jährigen an einem Laternenpfahl mitten in ihrer Straße aufgehängt haben.

Ich gehe kaum noch raus. Paul kam und meinte, ich solle mich lieber nicht zeigen. Vielleicht würde sich einer seiner Kameraden daran erinnern, dass ich nicht im BDM mitgemacht habe oder sogar an die Sache mit Eva und ihrem Juden. „Bleib lieber drin, sagte er. Ich kann dich einigermaßen schützen, weil ich beim Volkssturm bin, aber ich kann nicht garantieren, ob nicht einer doch auf die Idee kommt ...“

Ich bekomme Angst, auch um mich.

19. April

Es ist so gut wie aus. Alle haben Hunger. In Oranienburg haben sie die ersten russischen Soldaten gesehen. Und das, wo doch gerade im Norden von uns die Reste der deutschen Truppen zusammengezogen werden. Es sind ganz viele Hitlerjungen dabei, auch Paul ist abkommandiert.

Alle Menschen scheinen auf ein Ende zu hoffen. Obwohl wir kaum wissen, wie es weitergehen kann. So viel ist zerstört, es fehlen Lebensmittel, es fehlt an allem. Und was werden die Sieger nun mit uns machen?

Paul war niedergeschmettert, als er die Nachricht hörte, dass die russischen Truppen schon bei Bernau stehen. Fast tat er mir leid. Er ging wütend und schimpfend aus dem Haus, kam aber abends noch mal zurück. Zu meinem Entsetzen war er fast fröhlich, fast entrückt.

„Wenn alles untergeht, Maria,“ sagte er zu mir. „Auf seine Jugend kann Deutschland sich noch verlassen. Wir kämpfen weiter.“

Ich war entsetzt.

„Es ist aus, Paul. Wir haben verloren. Begreif das doch! Wir müssen jetzt sehen, wie wir

weiterkommen. Wer weiß, ob Vater zurückkommt und ob er nicht in Gefangenschaft geraten ist. Beruhige dich doch Paul! Ich weiß, wie sehr dich das trifft. Aber es ist doch auch gut, dass jetzt einmal ein Ende ist mit dem Gemetzel und dem vielen Blutvergießen.

„Du verstehst gar nichts“, schnauzte er verächtlich. Er ging. Ich lag lange wach, bin dann noch einmal aufgestanden, um hier ins Buch zu schreiben. Ich bin froh, dass es vorbei ist.

20. April 1945

Heute haben wir vom Osten herkommend die ersten russischen Panzer anrollen sehen. Überall hängen sie weiße Bettlaken raus. Die SS ist aus der Stadt. Jetzt haben wir keine Angst mehr davor, von denen als Verräter gelyncht zu werden. Aber jetzt haben alle Angst vor den Russen. Junge Mädchen sind nicht mehr draußen zu sehen. Es wagen sich nur noch alte Frauen hinaus. Auch ich bleibe lieber hier drin. Paul wollte heute früh gleich wieder los. Er ist immer noch vernarrt in den Gedanken, dass er mit seinen paar Hitlerjungen die einziehenden Feinde zurückschlagen kann. So ein Irrsinn! Aber er hört ja nicht auf mich. Wenn ihm nur nichts passiert!

21.4. 1945

Seit heute Nacht besetzen die Russen Oranienburg. Auf den so lange fast wie ausgestorbenen Straßen ist plötzlich reges Treiben von russischen Soldaten, zu Fuß, zu Pferde, mit Fahrzeugen. Sie kommen in alle Stadtteile. Sie dringen in die Häuser ein. Aber es wird nicht mehr gekämpft.

22.4.

Es wird gesagt, sie hätten das Lager in Sachsenhausen befreit. Die Bevölkerung ist aufgerufen, sich ein Bild zu machen. Ich war auch da. Bin völlig entsetzt. Man sagt, die SS hätte in den letzten Tagen über tausende Häftlinge erschossen. Andere seien nach Norden geschafft worden, nicht mit LKW, nein, zu Fuß. Man hatte so was gemunkelt. Aber keiner hier wusste Genaues. Berge von Leichen waren da. Die Menschen, die bis zum Skelett abgemagert noch lebten und sich aufzurichten versuchten, kamen mir vor wie Gespenster. Und das hat hier in meiner Nähe die ganzen Jahre über stattgefunden. Es ist nicht zu fassen.

Ich bin erschüttert und jetzt noch entsetzter darüber, dass Paul sich von diesen Leuten so hat einnehmen lassen.

Mit Paul ist über das Konzentrationslager nicht zu reden. Er will nicht einsehen, was war. Er möchte immer noch für den Endsieg kämpfen. Ich bin so froh, dass er es nicht mehr geschafft hat, mit seiner Hitlerjugendgruppe zu den deutschen Truppen im

Norden durchzukommen. Jetzt ist er hier zu Hause eingesperrt, wo der Krieg zu Ende scheint. Er kocht vor Wut wegen der Russen in unserer Stadt ...

23.4. 45

Im Norden und Süden der Stadt ist immer noch der Krieg in vollem Gange. Die deutschen Truppen verteidigen ihren letzten Brückenkopf in Germendorf. Aber hier drin ist Ruhe eingetreten, eine merkwürdige Ruhe.

Es wird alles nicht einfach sein. Aber der Paul, der wird schon wieder zu sich kommen, wenn die Welt um ihn herum nicht mehr so verrückt ist.

25.4. 45

Flüchtlinge, die es geschafft haben, aus Berlin rauszukommen, erzählen von dort Greulgeschichten. Die Umklammerung von Berlin scheint den Russen gelungen. Es gab gestern viele Selbstmorde. Hohe Nazileute haben sich erschossen, Mütter haben sich und ihre Kinder vergiftet, weil sie Angst haben vor den Russen.

Paul ist stinksauer, weil er nicht bei dem Hitlerjungen-Regiment dabei sein kann, das sie jetzt, kurz vor dem Ende im Norden noch zusammengestellt haben. Er meint, er sei dazu verdammt, zuzusehen, wie der Feind nun unser Land, unsere Bevölkerung zerstören wird.

Marias Tagebuch III

25. Juni 1945

Ein Tag wie jeder andere. Wir hungern. Ich helfe draußen bei Bauer Großbaum bei der Ernte. Ich bekomme dafür ein Ei, ein bisschen Mehl. Kaufen kann man nichts. Wir beobachten neidisch die Besatzungssoldaten, nur von ferne, denn niemand traut sich, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. Nur die Kinder laufen hin. Sie betteln und bekommen manchmal eine Kleinigkeit zu essen. Aber so richtig gut scheint es den Soldaten auch nicht zu gehen.

Vorgefallen ist bisher noch nicht viel. Ein paar junge Mädchen erzählen, sie seien vergewaltigt worden, aber der Stadtklatsch sagt, sie hätten sich selbst angeboten, um von den Soldaten Essen zu bekommen.

Ich jedenfalls gehe wieder raus. Ich gehe täglich raus nach Sachsenhausen zum Grab hinter der KZ Mauer. Nicht selten bin ich hier jetzt auch ganz allein. Es ist friedlich hier.

Ich setze mich dann ins Gras und frage mich, wie das alles möglich war. Warum war Paul so fanatisch? Warum habe ich ihn an diese Hitlerjugend verloren? Warum überhaupt hat es diesen schrecklichen Krieg gegeben? Warum haben wir alle diese brutalen Nazis machen lassen? Aber ich weiß, am Anfang fanden wir alle, auch ich, diesen Krieg irgendwie gerechtfertigt. Wir haben uns einlullen lassen. So wie sie dann meinen Paul eingelullt haben. Wer ist schuld an Pauls Tod? Paul? Er meinte ja, ein Mann zu sein, der wisse, was er tut. Und er hat die Russen gehasst und er wollte töten. Er war völlig verblendet. Und verrückt nach seinem Sieg über die anderen Völker. Aber er war ein Kind, ein Jugendlicher, der all das nicht wirklich hat überblicken können. Wir haben ihn nicht abgehalten. Wir konnten ihn nicht abhalten. Vater nicht. Ich nicht. Also sind eigentlich wir schuld?

Oder doch die Russen? Warum töten sie nach Kriegsende deutsche Jungen?

Ja, stimmt, weil sie von ihnen angegriffen wurden, mit Schusswaffen. Es sollen ja sogar zwei gestorben sein. Paul ist damit ein Mörder. Der Krieg war ja praktisch aus. Es galt Waffenruhe. Sie haben sich gewehrt, sie haben die Schützen bestraft und mit gleicher Münze heimgezahlt. Sie waren die Sieger. Es war ihr Recht. War es ihr Recht?

Meine Nachbarin ist voller Wut auf die Russen. Sie gibt ihnen eindeutig die Schuld für Pauls Tod. Aber das finde ich nicht richtig. Da haben nicht einfach ein paar besoffene Russen auf deutsche harmlose Jugendliche gezielt. Einige sehen es so. Ich begreife das nicht. Wie schnell sie vergessen!

Oder kann man sagen, Hitler war schuld? Der die Jungen fanatisiert hatte, sie benutzte und sinnlos für die Idee eines Sieges über die ganze Welt opferte. Aber wo ist er jetzt? Soweit man hört, hat er sich umgebracht. Man kann ihn nicht mehr bestrafen. Will das hier überhaupt jemand? Ich fürchte, viele denken noch wie Paul: Dass wir zwar besiegt wurden, aber dass wir hätten siegen müssen und eigentlich auch hätten siegen können. Und es war ja nicht Hitler allein. Wenn ich den Bauer Großbaum sehe, noch vor ein paar Wochen Leiter der Volksfront. Jetzt spielt er die Friedenstaube und tauscht mit den sowjetischen Soldaten Eier und Vieh – gegen Geld? Nein, Geld spielt noch keine Rolle. Er scheint seine begehrten Naturalien gegen ihre Nachsicht einzutauschen. Er gibt sie ihnen dafür, dass sie seine Vergangenheit übersehen. Und die Russen spielen mit. Sie haben auch Hunger. Alle hier im Viertel sind böse auf ihn und die Russen deshalb. Neulich hat der Postbote Schirmanski den Großbaum bei der russischen Aufsichtsbehörde angezeigt, wollte denen erzählen, wer Großbaum wirklich war. Allerdings war auch Schirmanski in der NSDAP, wenn auch nur ein kleines Licht. Und eigentlich waren ja fast alle dabei. Aber die Russen haben ihn als ehemaligen Nazi eingesperrt. Das war alles. Großbaum lacht sich sicher jetzt tot.

Von Vater noch kein Wort.

Mein Herz ist leer. Ich lebe so vor mich hin. In mir ist nichts als Trauer und die ewige Frage danach, wer schuld ist am Tod von Paul. Und in meinen Träumen steht Paul vor mir:

„Maritschka,“ sagt er: „Warum hast du mich nicht von diesem Blödsinn abgehalten? Du warst doch die Ältere, Maritschka. Ich war doch fast noch ein Kind.“

Und ich wache schweißgebadet auf und weiß keine Antwort.

15. 10. 1945

Es hat eigentlich keinen Sinn mehr, dieses Buch weiterzuschreiben. Paul ist tot. Es ist nicht zu ändern. Sein Grab ist das Einzige, was von ihm bleibt.

In den letzten Tagen stelle ich mit Verwunderung und fast mit Abscheu über mich selbst fest, dass es Stunden gibt, in denen ich nicht an Paul denke. Wie kann ich das alles vergessen? Kann man so etwas wirklich vergessen?

Vater wird demnächst zurückkommen. Er ist in russische Gefangenschaft geraten, aber wegen seines Beines wollen sie ihn loswerden. Er weiß noch gar nichts von Paul. Das wird die Trauer wieder aufreißen.

1.1.1946

Es gibt Leute, die feierten Silvester. Ich kann das nicht. Ich habe mit Vater zusammengesessen und wir haben von früher gesprochen, als alles noch gut war, vor dem Krieg, vor Hitler. Damals allerdings war gerade Mutter gestorben.

Wir kommen aus den trübsinnigen Gedanken nicht mehr heraus.

Vater hat mir erzählt, dass er heimlich in der KPD gewesen ist vor dem Krieg. Keiner hat es gewusst. Sonst wäre er mit Sicherheit im KZ gelandet.

„Als Paul anfing, sich für die Hitlerjugend zu begeistern, wurde es für mich wirklich brenzlich“, erklärte er mir.

Deshalb war Vater also immer so zugeknöpft, was sein Leben und seine Situation betraf. Ich habe ihn gefragt:

„Und jetzt?“

Aber er hat die Nase voll von Politik und Parteien. Er fühle sich alt, meinte er. Er sei aufgefressen, aufgebraucht. Und die Sache mit Paul raubt auch ihm wohl die allerletzte Kraft.

24.4.1946

Morgen jährt sich der Tod von Paul. Ich will mit Vater nach Sachsenhausen gehen. Er wird es schon schaffen, denke ich. Er ist bisher noch nie da gewesen, meinte immer, er

könne das nicht ertragen. Jetzt will er doch mit. Ich bin froh, dass ich nicht mehr allein dort stehen und weinen muss.

26.4.1946

Wir sind zurück. Es war furchtbar. Wir haben lange stumm nebeneinander gestanden. Irgendwann hat mich Vater plötzlich in den Arm genommen und ich fühlte, dass er schluchzte. Überall standen Frauen herum, jetzt auch ein paar Männer, einige mit amputierten Beinen.

Auf dem Heimweg blieb Vater plötzlich stehen und fragte mich:

„Was denkst du, Maria, wer ist schuld am Tod deines Bruders? Diese Frage geht mir nicht mehr aus dem Kopf!“

Ich brach in Tränen aus. Ich konnte sie ihm ja auch nicht beantworten.

„Natürlich ist das faschistische Regime daran schuld. Aber trotzdem, hätten wir den Tod von Paul nicht verhindern können?“, flüsterte er, als ich nicht aufhören konnte, zu weinen.

7. Mai 1946

Morgen ist Jahrestag der Kapitulation, des Kriegsendes. Die Russen feiern. Wir sollen auch feiern. Aber was gibt es für uns zu feiern? Die Frauen schufteten sich täglich mit dem Steine Klopfen in den Ruinen ab. Viele sind schwer deprimiert. Die wenigen Männer, die bisher zurückgekommen sind, schweigen sich aus und wirken verstört. Sie fangen jetzt an, die Häuser wieder notdürftig aufzubauen. Wir hatten ja Glück. Unser Haus wurde nicht zerstört. Nur im Hof hatte ein Querschläger den Schuppen getroffen und eine Ecke vom Dach weggerissen. Immerhin, die Notunterkünfte habe ich nicht kennen lernen müssen. Immerhin. Bei mir ist noch immer die junge Frau untergebracht, deren Haus völlig zerstört wurde bei den Angriffen am 15. März. Außerdem habe ich jetzt noch eine weitere Frau bei mir, die mit drei kleinen Kindern aus Tegel bis hierher fliehen konnte.

Wir kommen einigermaßen gut miteinander aus. Wenn nur dieser Hunger nicht wäre.

5. Juli 1946

Ich habe mich entschieden. Ich werde hierbleiben. Ich muss in der Nähe von Paul bleiben, solange diese Schuldfrage für mich nicht geklärt ist.

Ich habe Robert den Laufpass gegeben. Ich habe ihn beim Kirschenpflücken bei Großbaum kennengelernt. Er hat den Krieg überlebt, weil er in einem kriegswichtigen Betrieb bei seinem Vater als unentbehrlich galt. Ein großes Glück. Er hat sich wohl in mich verliebt. Er ist nett, wirklich sehr nett. Aber er will mich mitnehmen in seine Heimat, nach Essen. Hier kann er nicht bleiben, sagt er. Der Vater brauche ihn. Seiner

Mutter gehe es schlecht, sie benötigen Hilfe. Hierher hat es ihn verschlagen, als er in den allerletzten Kriegstagen doch noch eingezogen wurde. Aber sein Zug kam nur noch bis Berlin. Dann ging nichts mehr. Der Krieg war plötzlich aus. Um zu überleben, ist er aufs Land gegangen, hat sich bei den umliegenden Bauern hier im Berliner Umland ein bisschen was verdient. Er möchte möglichst bald nach Hause zurück. Aber er will mich mitnehmen. Und ich habe nein gesagt. Ich kann nicht von hier fort.

Er ist traurig und wütend. Und ich bin verzweifelt. Aber ich kann nicht. Ich bleibe bei Paul.

Das war die letzte Eintragung

.....

Beate legte das Heft weg. Sie hatte es in einem Zug durchgelesen. In der Wohnung war es schon seit Langem totenstill.

Von diesem Mann aus Essen hatte Beate noch nie etwas gehört, weder von ihrer Mutter Helga noch von Maria selbst. Später hatte sie ja dann Opa geheiratet, den Helmut. Ihr Vater war früh gestorben. Und ihr Mann Helmut akzeptierte, dass sie jede Woche nach Sachsenhausen pilgerte.

Ob sie später noch mal Tagebuch geschrieben hat? Jedenfalls hat ihr Wunsch, nah bei Paul zu sein und ihn immer wieder zu besuchen, auch in den folgenden Jahren nicht nachgelassen.

Neulich, bei der Beerdigungsfeier, konnte Beate sich nur noch an ihre Wut darüber erinnern, dass sie ständig und immer diejenige gewesen ist, die mit ihrer Großmutter zum Grab von Paul laufen sollte, Freitag für Freitag. Als sie schon älter war, erschien es ihr als Last, als Gemeinheit, ja als Fluch, dem sie nicht entkommen konnte. Aber sie wusste durchaus auch noch, dass sie als jüngeres Kind eigentlich ganz gerne jede Woche am Freitagnachmittag mit ihrer Großmutter nach Sachsenhausen gewandert war. Später fuhren sie mit dem Rad. Es war schön, mit der Oma zusammen zu sein. Aber wenn sie angekommen waren, hatte Maria dann jedes Mal dagesessen und traurig ausgesehen. Immer legte sie eine Blume unter das Kreuz, das inzwischen dort aufgerichtet war. Für ihre Enkelin hatte sie dann für eine Weile keine Zeit und keinen Blick. Aber Beate wusste sich zu beschäftigen. Aus den winzigen Blumen überall auf dem sandigen Grund flocht sie Sträuße oder kleine Kränzchen. Die verstreuten Krüppelkiefern konnte man erklettern und sich darin Verstecke bauen. Im Herbst lag der Duft der Sandlinge in der Luft. Im Winter baute sie Schneemänner oder stampfte mit ihren Füßen Muster in den Schnee. Maria ließ sie gewähren. Sie kümmerte sich erst

wieder um ihr Enkelkind, wenn sie bei Paul fertig war. Später wurde die Anlage als kleine Gedenkstätte umgestaltet, mit Bänken, mit einer kleinen Informationstafel. Es gab inzwischen mehrere markierte Grabstellen. Aber nie hatte die Großmutter mit Beate über das Ereignis gesprochen, um das sie hier trauerte. Beate wusste immer nur, dass hier Omas Bruder Paul begraben war, der in den letzten Kriegstagen gefallen war.

Beate stand auf. Sie legt das Buch beiseite. Es waren inzwischen einige Stunden vergangen. Es war längst tiefe Nacht. Sie schlich in die Zimmer ihrer Kinder und sah sie lange an. Das Flurlicht drang schwach in die dunklen Räume, sodass sie die Gesichter ihrer beiden schlafenden Kinder erkennen konnte. „Was wäre, wenn die plötzlich meinen, ihr Leben für etwas opfern zu müssen, für etwas ganz und gar Verrücktes, etwas Abscheuliches, was sie aber völlig erfüllen würde, was ihnen heilig wäre?“, ging es ihr plötzlich durch den Kopf. Sie kannte Eltern, deren Tochter von einem Tag auf den anderen nach Syrien zur IS weggelaufen war.

Sie schloss die Türen lautlos und ging schlafen. Kurz bevor sie wegsackte, fiel ihr noch ein: ‚Hat Maria eigentlich jemals die Schuldfrage für sich beantworten können?‘ Sie seufzte und legte sich bequem auf die Seite. ‚Und jetzt ist das auch meine Frage‘, dachte sie noch, bevor ihr die Augen zufielen.

11. Mancher sieht das anders

Beate kam spät zum Frühstückstisch herunter. Es war Wochenende, sie musste nicht zur Arbeit. Meistens ließen sich Beate und Heiko Samstag mit dem Frühstück viel Zeit.

„Wie siehst du denn aus?“, fragt Heiko seine Frau mit einem leichten Lächeln. „Hast du vielleicht die Nacht durchgemacht?“

„Nicht ganz, aber ich bin erst um drei ins Bett. Habe was gelesen.“ Die Antwort kam ein wenig zögernd.

„Den neuen Bestseller, den ich vorgestern mitgebracht habe? Ich konnte bisher noch nicht reinschauen. Aber er scheint ja echt gut zu sein.“

„Nein, ich habe was ganz anderes gelesen, was Altes.“

„Was? Was denn?“

„Das Tagebuch meiner Großmutter, das sie um das Kriegsende herum geschrieben hat.“

„Ach, und das hat dich so gefesselt? Du hast noch nie etwas von einem Tagebuch erzählt.“

„Das Buch haben wir nach der Beerdigung neulich bei ihren Sachen gefunden. Ich habe

es an mich genommen.“

Und was ist so spannend daran? Da ist doch ewig her.“

„Es geht dabei um ihren Bruder Paul. Der ist damals als Hitlerjunge von den Russen erschossen worden, wenige Tage vor der Kapitulation, aber schon während die Russen Oranienburg besetzt hatten und Waffenstillstand herrschte.“

„Wieso das?“

„Er hat aus dem Hinterhalt auf sowjetische Soldaten geschossen, die auf Ihren Panzern saßen und nicht ahnen konnten, dass jemand sie angreifen würde.“

„Scheiße!“, bemerkte Heiko.

Beate nickte und stand auf. Sie musste zur Arbeit und überhaupt – jetzt wollte sie erst mal zu sich kommen und nicht mehr an Oma denken!

Mittags saß sie mit einigen Kollegen in der Kantine ihrer Bank. Man plauderte über dies und jenes.

„Beate, du bist heute so still. Ist was?“, fragte plötzlich einer der Kollegen.

Die anderen sahen sie gespannt an.

„Ach nee, ich muss nur immer wieder an ‚was denken, nicht weiter wichtig‘, versuchte sie auszuweichen.

„Du hattest doch ein paar Tage Urlaub. Da sollte man doch ein wenig entspannter wiederkommen!“, bemerkte ihre Kollegin Angela.

„Ich war doch zu der Beerdigung meiner Großmutter in Oranienburg“, sagte sie jetzt ohne besondere Betonung.

„Hast du sehr an ihr gehangen?“, wollte jetzt Jens wissen.

„Nee, eigentlich nicht“, gab Beate zögernd zur Antwort.

„Aber?“, fragte Angela weiter und im nächsten Augenblick meinte sie: „Entschuldige, ich wollte nicht indiskret sein. Pardon Beate!“

„Ach, nein. Es ist nichts Schlimmes oder so. Ich habe nur ein altes Tagebuch gefunden, das meine Großmutter an den Tagen des Kriegsendes geführt hat.“

„Ach, das ist doch ewig her“, meine der junge Auszubildende, der mit am Tisch saß.

„Vielleicht kannst du es antiquarisch verkaufen?“

Beate lachte und schüttelte den Kopf.

„Nein, das werde ich sicher nicht tun. Das Tagebuch hat mich ziemlich zum Nachdenken gebracht, wisst ihr? Es dreht sich um den Tod ihres jüngeren Bruders, der als 14-jähriger Hitlerjunge Russen erschossen hat. Da war Oranienburg schon von der sowjetischen Armee besetzt und es herrschte Waffenstillstand.“

Die anderen sahen sie mit großen Augen an.

„Da hat er ja verdammt Pech gehabt, dieser Junge. Ein paar Wochen früher, wäre er als Held gefeiert worden“, bemerkte schließlich Jens.

„Und dann, was steht denn in dem Tagebuch drin“, wollte jetzt Angela wissen.

„Meine Großmutter ist nie über diese Geschichte hinweggekommen. Sie hat sich die Schuld für seinen Tod gegeben, bzw. sie hat offenbar ihr weiteres Leben lang darüber gegrübelt, wem man die Schuld dafür geben müsse.“

„Ach, der war doch noch viel zu jung, da wusste er sicher nicht, was er tat“, überlegte nun Angela.

Trotzdem, Jugendliche dann einfach zu erschießen!“, empörte sich der Auszubildende.

„Die Nazis hatten ihn offenbar so fanatisch gemacht. Er wollte den Endsieg retten“, erklärte Beate.

„Das wollten die doch damals alle. Und ihn hat’s erwischt, tragischer Fall für deine Großmutter“, ließ sich der Senior am Tisch vernehmen, ein 62-jähriger Mann.

„Der hat zumindest die Nachkriegszeit noch persönlich miterlebt“, überlegte Beate. Aber davon war er wohl auch nicht schlauer geworden als die anderen.

Beate sah sich gezwungen, doch etwas mehr zu der Geschichte zu sagen.

„Ihr redet über den Fall ein bisschen so, als handele es sich um eine neues Computer-Spiel. Nein, seid nicht böse. Ich kann das sogar verstehen. Es ging mir anfangs genauso. Aber durch das Tagebuch ist mir diese Zeit irgendwie verdammt nahgerückt.“

Sie sah in Runde. Keiner sagte etwas.

„Mir ist aufgefallen, dass wir alle, heute, 70 Jahre danach, von dieser Zeit kaum noch was wissen und uns schon gar nicht mehr vorstellen können, wie es damals war. Ist es nicht so?“

„Mensch, das ist doch nun wirklich schon fast 100 Jahre her! Das ist Geschichte, oder?“, erregte sich jetzt der Auszubildende.

„Und irgendwann muss man auch mal vergessen können“, meinte Angela. Sie warf Beate einen etwas nervösen Blick zu, so als fürchte sie etwas.

„Meine Großmutter konnte es nicht vergessen“, sagte Beate nur und schwieg.

Irgendeiner der Kollegen fragte, warum der Chef heute eigentlich so feierlich angezogen sei. Und sofort hatte die Gruppe ein neues Thema, das zum Mittagessen auch angenehmer war.

Wem auch immer Beate in den nächsten Tagen von ihrer Großmutter und dem Tagebuch erzählte, sie stieß immer wieder auf ähnliche Reaktionen. Niemand hatte Lust, niemand war bereit, sich mit dieser Thematik und mit dieser Zeit zu befassen. Sie fragte sich, warum? Warum glaubten alle heute, das mit dem Krieg, mit Hitler, mit den Millionen Toten und den KZs, das ginge sie nichts mehr an.

Irgendwann kam sie mit Heiko darauf zu sprechen. Eigentlich wollte sie ihm gar nicht groß erzählen, wie sehr sie noch immer mit dem Tagebuch beschäftigt war. Und sie war nicht überrascht, dass auch er genauso reagierte wie all die anderen.

„Aber warum belastest du dich auch mit solchen alten Sachen?“, fragte er sie schließlich. Es klang beinahe ärgerlich.

„Weil ich es wichtig finde. Wir wissen gar nichts mehr von dieser Zeit. Selbst meine Mutter und Papa haben sie ja nicht mehr erlebt. Aber dieses Vergessen scheint mir nicht gut, es kommt mir gefährlich vor. Die Leute kümmern sich nicht um solche Sachen, die wollen ja am besten überhaupt nichts hören von Politik und der Vergangenheit.“

„Na ja, ob man sich mit den alten Geschichten von damals so intensiv befassen sollte, da bin ich mir auch nicht sicher. Wem nutzt das noch? Aber, dass die Leute in den Tag hineinleben und irgendwie blind sind für die gegenwärtige Weltlage, das sehe ich wie du. Niemand will sich mehr politisch engagieren. Aber ich finde auch, man kann all das, was einen stört an unserer Gesellschaft, nicht tatenlos hinnehmen.“

„Du hast Recht, Heiko. Aber der Blick auf damals könnte uns davor bewahren, die gleichen Fehler zu machen, zum Beispiel genauso die Augen zu verschließen vor gefährlichen Entwicklungen. Die Welt ist doch wirklich nicht so in Ordnung, wie es einem in den Zeitungen und im Fernsehen erzählt wird. Man müsste etwas tun, um wirklich wieder aufmerksam zu werden und so manche Entwicklung kritisch sehen. Vielleicht kann man dann verhindern, dass es einmal wieder so kommt. Und ich mache mir jetzt ernsthaft Gedanken, ob ich nicht etwas tun kann, damit das nicht passiert, Heiko.“

„Finde ich gut. Aber es ist ja nicht so, als würden wir gar nichts tun. Wir bei See-Watch, zum Beispiel, wir wollen einfach nicht akzeptieren, dass Flüchtlinge massenhaft im Mittelmeer ertrinken und niemand sie rettet. Ich finde es unerträglich, in einer Gesellschaft zu leben, in der man Menschen lieber ertrinken lässt, als ihnen zu helfen.“

„Ja, Heiko, ich finde euer Engagement auch toll und bewundernswert, und ehrenwert.“ Beate sah ihren Mann ein paar Sekunden nachdenklich an. „Aber manchmal frage ich mich: Habt ihr schon mal darüber nachgedacht, was der Grund dafür ist, dass diese Menschen sich auf die Flucht begeben und ihr Leben riskieren?“

„Na klar, sie wollen nicht so weiterleben. Viele sind auch in Gefahr. Andere sind enttäuscht, weil sie keine Perspektive haben in ihrem Land. Sie haben ein Recht auf ein besseres Leben, wenn es andere Menschen auf der Welt gibt, die dieses bessere Leben für sich in Anspruch nehmen.“

„Ich finde diesen Gedanken schon o. k. Aber ich meine, sie haben alle auch ein Recht auf eine Heimat, in der kein Krieg herrscht. Und sie haben doch auch ein Recht auf einen Staat in ihrem Heimatland, der für seine Bewohner sorgt, sie schützt, ihnen

Perspektiven eröffnet.“

„Was willst du damit sagen?“

„Dass ich es schön finde, was ihr macht, aber politischer wäre es, mit dafür zu sorgen, dass in den Heimatländern andere, ich meine lebenswerte und menschenwürdige Bedingungen herrschen. Dann müssten sie nicht fliehen.“

„Da wäre ich doch der Erste, der sich darüber freuen würde!“

„Aber warum macht ihr großartig Werbung für das Retten von in Seenot geratenen Flüchtlingen und sagt aber mit keinem Wort, was politisch eigentlich passieren müsste, damit eure Hilfe nicht mehr nötig wäre? Ehrlich gesagt, Heiko, manchmal kommt es mir so vor, als wäret ihr gar nicht daran interessiert, dass diese Leute wieder in ihre Heimat zurückkönnen.“

Wie kommst du denn darauf? Wir kümmern uns um Menschen in Lebensgefahr und Not, und das gegen die erklärte Absicht einer inhumanen Welt rings um uns herum. Was sollen wir denn noch tun?“

„Ich finde, ihr tut irgendwie so, als seien Krieg, Hunger und all diese Notlagen eben einfach da und unvermeidbar, also Schicksal.“ Beate überlegt einen Moment:

„Jedenfalls nicht eure Sache.“

„Ich wusste nicht, dass du so über See-Watch denkst,“ murmelte Heiko. Es klang überrascht, aber auch ein wenig verletzt.

„Doch, Heiko, seit ich durch dieses Tagebuch angefangen habe, über Kriege nachzudenken und über die Blindheit, die Menschen ergreifen kann gegenüber der Wirklichkeit, seitdem kommt ihr mir ein wenig vor wie der gute Samariter in der Bibel: Ihr helft den Notleidenden, ohne zu fragen, warum sie in diese Not geraten sind. Nimm es mir nicht übel, Heiko, aber so ändert ihr doch nichts. Es geht immer so weiter. Ihr rettet einige Leute. Sie werden natürlich dankbar sein. Und ihr fühlt euch gut, weil ihr ihnen geholfen habt. Und das ist alles. An der Ausgangslage hat sich dadurch nichts geändert.“

„Doch, wir haben diesen Menschen das Leben gerettet. Und wir haben der Menschheit vor Augen gehalten, was wirkliche Menschlichkeit ist.“

„Und du denkst, dann werden sie es begreifen und werden eurem Vorbild folgend auch menschlich handeln? Wenn das so einfach wäre! Woher kommt denn die Unmenschlichkeit in unserer Welt in dieser Gesellschaft. Doch nicht daher, dass die Menschen auf einmal alle egozentrisch und gemein geworden sind.“

„Woher dann?“

„Tu nicht so unwissend, Heiko. Du weißt es doch auch: Wir leben in einem gesellschaftlichen System, in dem Unmenschlichkeit Programm ist, weil es zu mehr Profit für die führt, die an der Macht sind und noch mehr davon haben wollen.“

„Echt, jetzt spinnst du, Beate. Wo hast du denn das aufgeschnappt? Lass dich doch nicht von diesem Tagebuch verrückt machen! Das waren doch ganz andere Zeiten damals. Wir leben doch heute in einer aufgeklärten Gesellschaft und im Frieden.“

„Du lebst im Frieden? Wie schön für dich! Und deine Flüchtlinge? Warum müssen sie denn fliehen, warum haben sie in ihrer Heimat Krieg oder aus anderen Gründen keine Zukunft? Das ist doch die Frage! Und da machst auch du die Augen zu. Genau wie die, über die du dich beklagst“.

Das ist jetzt echt 'ne Unterstellung, Beate!“ Heikos Stimme wurde allmählich lauter.

„Weißt du was, Heiko, man kann Armut nicht durch Almosen bekämpfen und Kriege nicht dadurch, dass man die Opfer wieder auf die Beine stellt.“

„Mein Gott Beate, wie du sprichst! So habe ich dich noch nie reden gehört! Und alles wegen dieses alten Tagebuches! Mach dich damit doch nicht fertig. Heute geht es um ganz was anderes. Es geht darum, unsere Werte zu verteidigen, Beate: Freiheit, Menschenwürde, Solidarität, Menschlichkeit.“

„Ich finde, es geht um Gerechtigkeit, um Armutsbekämpfung, darum, dass reiche Länder arme Länder nicht länger aussaugen dürfen. Aber darüber redet keiner, stimmts?“

„Woher hast du das denn? Aber das ist doch Sozialromantik, liebe Beate.“

„Weißt du was, du kannst mich mal. Sozialromantik! Das ist wirklich stark. Aber sie machen es ja alle so: Was den wirklichen Problemen in dieser Welt an den Kragen gehen könnte, das ist Sozialromantik, bestenfalls. Und im schlechtesten Fall ist es schon ganz nahe am Hochverrat, stimmts?! Geh zu deinen See-Watch-Leuten und macht weiter gemeinsam die Augen zu und fühlt euch super dabei.“

„Jetzt reicht's mir aber!“

Ärgerlich stand Heiko auf, griff nach seiner Jacke und verließ die Wohnung. Die Tür knallte zu. Der geplante gemeinsame Einkauf bei Ikea war damit gestorben.

12. Die Grabstätte

Beate war nicht wirklich traurig darüber. So konnte sie ungehindert nach Sachsenhausen fahren. Sie sagte den Kindern, sie müsse einkaufen.

Nein, sie wollte ihre Gedanken nicht teilen, mit niemandem!

Der Weg war bekannt. Es war ja eigentlich fast die gleiche Strecke wie zu ihren Eltern, die noch immer in dem Haus dort in Sachsenhausen wohnten, wo man das KZ sogar sehen konnte, zumindest den hohen Turm.

Je mehr sie sich der Stelle näherte, um so mieser fühlte sie sich. Ihre frühere erzwungene Loyalität der Oma gegenüber wurde ihr jetzt wieder bewusst. Sie erinnerte

sich plötzlich genau daran, wie sie sich in den späteren Jahren bei den Gängen nach Sachsenhausen unwohl gefühlt hatte.

Heute war sie zum ersten Mal freiwillig hier.

Die Sachsenhäuser Heide, so wurde ihr mit einem Mal klar, war eigentlich ein Stück wunderschöner, melancholischer Landschaft, Heide- und Heidelandschaft. Die Ebene mit den leichten Bodenwellen war übersät mit kleinen Birken und Krüppelkiefern. Am Rande zur Straße hin standen heute riesige Eichen. Im Waldstück direkt hinter dem Zaun zum ehemaligen KZ-Gelände, verlief ein schmaler Wanderweg, von dem aus man die alte Anlage einsehen konnte. Sie schüttelte entsetzt den Kopf über die unerwarteten Ausmaße der Wiesenstücke, auf denen früher die Baracken gestanden hatten. Bevor man in den Wald eintrat, lag linker Hand mitten in der Heidelandschaft, noch außerhalb des eigentlichen KZ-Geländes, eine freie Fläche, mit querliegenden Balken locker umzäunt, am Rande eine Bank, ein paar Gedenksteine, Tafeln mit den Namen von Gestorbenen. Hier lagen, das wusste Beate inzwischen, auch Menschen, die nach dem Krieg in dem sowjetischen Speziallager der Roten Armee verhungert oder an Krankheiten gestorben waren. An mehreren Stellen in den umliegenden Waldstücken hatte man sie damals in den sogenannten „Massengräbern“ beerdigt. Eines davon befand sich hier auf dem Areal, wo auch Paul lag. Am Rande der Anlage erhob sich, vor dem hohem Buschwerk, ein riesiges, schwarzes Kreuz. Als sie klein war, hatte es ihr Angst gemacht ...

Beate ging zuerst zur Gedenktafel, die außen am vorderen Eingang des eingezäunten Areals angebracht war. Sie wusste noch gut, da stand etwas von Hitlerjungen, die wenige Tage nach der Besetzung Oranienburgs das Feuer auf russische Soldaten eröffnet hatten. Keiner war über 15 Jahre alt gewesen. Immer hat früher hier ein Glas mit Blumen gestanden. Auch Maria brachte bei ihren regelmäßigen Besuchen meistens einen Strauß mit.

Aber Beate wunderte sich. Das Schild, das ihr noch vor Augen stand und das die Gruppe der hier begrabenen Hitlerjungen einzeln auswies, war nicht mehr da. Hier stand jetzt nur noch eine Hinweis-Tafel zum sowjetischen Speziallager. Die Jungen mit ihrem besonderen Schicksal wurden offenbar nicht mehr für erwähnenswert gehalten. Stattdessen las Beate: „Hier ruhen die, die im Lager Sachsenhausen vom Sommer 1945 bis 1950 durch sowjetische Willkür ihr Leben lassen mussten.“

„Hier liegt der Fall aber doch ganz anders!“, überlegte Beate irritiert. „Hier geht es um den Tod von Jugendlichen, die von einem sadistischen, faschistischen Regime in die Falle gelockt worden waren. Sie wollten in fanatischer Weise auch nach dem Sieg der Roten Armee ihren Vernichtungshass gegen die Russen nicht aufgeben und auch ihren Glauben an den Endsieg der germanischen Rasse nicht. Trotz der angeordneten

Einstellung der Kriegshandlungen haben sie gegen die Sieger die Waffen erhoben. Deswegen wurden sie von ihnen erschossen. Nein sie gehörten nicht zu den verhungerten oder an Krankheiten verstorbenen Insassen des Speziallagers. Sie wurden Opfer ihrer eigenen Tat. Und außerdem hatte sich das Drama mit Paul sich doch viel früher abgespielt! Da gab es das Speziallager noch gar nicht.'

Beate schaute sich um, suchte, ob das ihr noch gut vertraute Schild jetzt vielleicht an einer anderen Stelle des Geländes aufgestellt war. Und nein, sie konnte sich dabei nicht irren: Maria hat es so oft angesehen, hat sich den Text immer wieder halblaut vorgelesen. So blieb also heute, nach gut 70 Jahren, ungesagt, warum diese Jungen gestorben sind. Warum?

Vielleicht wollte man diese Geschichte verschweigen, vielleicht war es niemandem wichtig genug.

Offensichtlich aber war: Die öffentliche Meinung bzw. die Meinung der heute im vereinten Deutschland regierenden Politiker hatte die Schuldfrage, an der Maria fast ihr ganzes Leben herumrätselte, schon lange beantwortet: Die Sowjetunion hat das Leben dieser Jungen auf dem Gewissen. Für die, die diese Hinweis-Tafel in Auftrag gegeben haben, fiel ihr Schicksal offensichtlich schlicht und ergreifend unter „Sowjetische Willkür“.

Damit war Marias Frage beantwortet. ‚So einfach ist das also mit dem Vergessen!‘ stellte Beate verwirrt fest.

‚Kannte Maria dieses neue Schild eigentlich?‘, überlegte Beate. Aber es wird ihr nicht weitergeholfen haben. Denn sie wusste sehr wohl, was damals wirklich passiert ist. In diesem Fall zumindest war das Verhalten der sowjetischen Soldaten weder willkürlich noch brutal. Es war in gewissem Sinne normal, als Siegermacht und Besatzung des besiegten Landes auf einen tödlichen Angriff mit einer Erschießung der Angreifer zu reagieren. Soweit Kriege und Waffengewalt überhaupt normal sein können.

Nachdenklich ging Beate zu ihrem Auto.

‚Wie wenig man heute noch über diese Zeit nachdenkt. Wie wenig man davon weiß‘ überlegte sie später im Auto. ‚Maria aber ist es nicht aus dem Kopf gegangen. Sie meinte, sich für dieses Ereignis selbst die Schuld zuweisen zu müssen. Sie hatte die Gefahren damals unterschätzt, sich nicht getraut, mit Paul ein Machtwort zu sprechen. Sie hatte auch nicht gewagt, den schweigenden Vater dazu zu bringen, mit Paul Klartext zu reden. Sie hatte die schlimme Entwicklung duldend hingenommen. Und das, das war ihre Schuld, so dachte sie wohl.‘

Beate steckte im Stau. Wie so oft war diese Strecke nach Berlin völlig überlastet. Aber so konnte sie wenigstens in Ruhe ihren Gedanken nachgehen.

„Das damals die sowjetische Armee es war, die – zusammen mit den anderen Alliierten – Deutschland vom Faschismus befreite, das war offenbar ganz und gar in der Mottenkiste der Geschichte gelandet“ fiel ihr plötzlich ein. Wieso konnte man von „sowjetischer Willkür“ sprechen, ohne dabei im Kopf zu haben, was die Deutschen mit der sowjetischen Bevölkerung gemacht haben? Und wenn heute jemand merkt, dass in dieser Welt etwas nicht stimmt, dem liefern die Medien und die Regierung dafür eine perfekte Lösung: Die Russen sind es, sie bedrohen den Weltfrieden. So tönt es ständig. „Die Russen sind gefährliche, hinterhältige Menschen, und wenn nicht alle so sind, Putin ist es bestimmt.“

„Offenbar braucht Deutschland mal wieder einen Todfeind?“, überlegte Beate voller Schreck. „Haben wir wirklich vergessen, dass der von Deutschland angezettelte 2. Weltkrieg – sie hatte die Zahlen gerade erst kurz vor ihrer Fahrt nach Sachsenhausen nachgeschlagen – 6 Millionen tote Deutsche aber 25 Millionen sowjetische Opfer gefordert hat?“

Heute war der 20. April, fiel ihr ein, als sie auf die Uhr im Auto blickte. „20. April. 20. April 1945“, dachte sie. „Um diese Zeit herum brannte in Berlin die Luft und in Oranienburg machten sich halbstarke Hitlerjungen auf, gegen jede Vernunft und Menschlichkeit den Endsieg zu erzwingen. Sie gingen auf die sowjetischen Besatzer mit Gewehren los.“

„Tatsächlich“, überlegte Beate, „der April ist eine Zeit, in der man eigentlich vor allem an die Schrecken des Kriegsendes denken müsste, nicht nur an den erwachenden Frühling, auch wenn er immer wieder wunderbar ist. Sicher war er das auch 1945. Eben noch hatte sie ja gesehen, wie die Heidelandschaft um das KZ Sachsenhausen herum zum Leben erwachte und sich begrünzte. Die Natur macht sich nichts aus dem, was die Menschen in ihr treiben. Aber die Menschen selbst, die müssten darüber Rechenschaft ablegen. Sie können sich nicht mit dem Frühling und mit gar nichts herausreden.“

Angekommen in Berlin sah Beate als Erstes in der Zeitung nach, ob es nicht Gedenkstunden geben würde zum 8. Mai, zum ‚Tag des Kriegsendes‘, wie er heute hieß. Heiko saß in seinem Sessel. Er brummte eine knappe Begrüßung. Er fragte nicht, woher sie kam.

Beate nickte nur. Sie suchte. „Früher wurde dieser Tag – zumindest in der DDR – als ‚Tag der Befreiung‘ gefeiert. Aber sah man ihn – zumal heute – wirklich so?“, überlegte sie. Es gab eine Feier in Alt-Reinickendorf auf dem Kriegsgräber-Friedhof sowie einige andere. „Und in Oranienburg?“, fragte sie sich plötzlich. Das wäre jetzt vielleicht das

Interessanteste. Wie sah das dort aus, wo Maria gelebt und wo Paul sein Leben hingeworfen hatte? Sie haben damals in unmittelbarer Nähe zu einem Ort gewohnt, wo tausende von Menschen zu Tode gequält wurden, wo man sie erschoss, sobald sie nicht mehr arbeitsfähig schienen, wo man sie behandelte wie Ungeziefer. Angeblich wusste ja niemand in der Stadt was Genaueres. Aber spätestens, als in den Tagen, bevor die Sowjets Oranienburg besetzten, 3000 Häftlinge durch die Stadt getrieben wurden, abgemagerte, zerstörte Menschen, auf dem Todesmarsch nach Bergen Belsen, da müssen sie es doch begriffen haben! Haben sie diese Schrecken vergessen? Haben sie vergessen, was sich an unvorstellbarer Unmenschlichkeit und Grausamkeit zwischen ihren Häusern abgespielt hat und wie die Zeche aussah, die sie dafür zahlen mussten. Wer denkt heute noch nach über Paul und über all die anderen?‘

Sie, Beate jedenfalls, sie will und kann es nicht vergessen. Jetzt nicht mehr. Vielleicht hat immerhin das ihre Großmutter sie gelehrt in all den Jahren und trotz der erzwungenen Spaziergänge an diesen Ort: Dass es gilt, nicht zu vergessen.

Teil 3 – Die neue Pizzeria

13. Gute Lage und annehmbare Preise

„Manuela ist ne ganz Linke,“ sagte Angelina. „Wieso?“, hatte da Giuseppe gefragt. „Ist sie in dieser Partei?“

Angelina meinte, bei Manuela sei das nicht eine Frage der Partei oder so, sie sei einfach als Person durch und durch eine, für die die Ungerechtigkeiten in dieser Welt ein ständiges Ärgernis seien. An das könne und wolle sie sich nicht gewöhnen, habe sie mal gesagt. „So, so“, hatte Giuseppe nur geantwortet. Er sah dem Besuch der Schwägerin mit gemischten Gefühlen entgegen. Immerhin war geplant, dass sie 14 Tage bleiben würde.

Aber als sie Manuela vom Bahnhof abgeholt hatten, schien sie ihm auch wieder ganz normal, eigentlich sehr nett, netter, als er sie aus Köln in Erinnerung hatte.

Dann würde ihr Besuch vielleicht doch ganz angenehm, überlegte Giuseppe.

Er hatte recht. Der Besuch brachte Leben ins Haus. Die Schwägerin war viel lebhafter und verrückter als seine Frau. Nichts gegen Angelina. Er liebte sie wie am ersten Tag ihrer Bekanntschaft. Und es war eigentlich das Ruhige, eher Bedachte, was ihm an ihr so gefallen hatte. Zumindest sei das eine gute Ergänzung zu seinem italienischen Temperament, hatte die Schwiegermutter in Köln mal gesagt. Aber mit ihrer Schwester Manuela konnte man auch mal witzige Sachen anstellen. Das gefiel ihm ebenso. Und seine Frau Angelina lebte auf, seit ihre Schwester hier war. Denn bisher hatte Angelina in dieser Kleinstadt noch nicht Fuß gefasst und immer wieder ihrer Heimatstadt Köln nachgetrauert.

Manuela saß im Außenbereich der Pizzeria, die ihr Schwager vor wenigen Wochen in der kleinen brandenburgischen Kreisstadt Oranienburg eröffnet hatte. Sie lächelte vor sich hin. Ab und an nippte sie an ihrem Cappuccino, während sie dem Geplauder der Gäste lauschte. Sie hatte Giuseppe versprochen, sich unter die Besucher der Pizzeria zu mischen, um einen Eindruck davon zu bekommen, wie diese die neue Gaststätte bewerteten. „Annehmbare Preise für eine ziemlich gute Qualität,“ stellte der Mann rechts neben ihr fest. Die Dame an seiner Seite nickte eifrig und zog sich die Strickjacke enger um ihren Körper. Es war April und der zeigte sich noch nicht so warm, wie man es erhofft hatte. Auch die anderen Gäste sahen zufrieden aus, saßen trotz des kühlen Windes lange an den Tischen und plauderten unbeschwert. Die kleine Terrasse des Gasthauses war durch große Kübel gegen die belebte Straße abgegrenzt. Die dort

eingepflanzten Büsche standen in zartem Grün. „Später wird das mal eine dichte grüne Wand“, hatte ihr Schwager geschwärmt. Jetzt sah man durch die Zweige noch auf den heftigen Verkehr. Aber auch die Nähe der Kreuzung schien die Gäste nicht weiter zu stören. Die Tische waren vollbesetzt. Soweit sie sehen konnte, freuten sich die Menschen außerdem auch über die verbindliche, aber trotzdem respektvolle Art, in der ihr Schwager mit den Gästen sprach, wenn er nach der Bestellung fragte. Und wenn er die lecker und üppig anmutenden Gerichte mit elegantem Schwung auf dem Tisch platzierte, sahen sie ihn freundlich und amüsiert an.

„Ich denke, meine Bilanz wird gut ausfallen“, überlegte Manuela. „Das wird Giuseppe sicher freuen und Angelina auch.“

Ihre Schwester hatte große Bedenken gehabt, ob das mit der neuen Gaststätte klappen würde, hier, ziemlich am Rande des kleinen Stadtzentrums. Sie war nicht begeistert von den Plänen ihres Mannes. Die Kleinstadt selbst erschien Angelina langweilig. Das hatte sie ihrer Schwester schon drei Tage nach dem Einzug geschrieben. Sie hatten vorher in Köln gewohnt, wo Giuseppe als Chefkoch in einer der Altstadt-Pizzerias unentbehrlich gewesen war. Angelina hätte das auch weiterhin genügt. Aber sie kannte den Traum ihres Mannes. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, selbst eine eigene Pizzeria aufzumachen, egal wo – zur Not auch im Osten Deutschlands. Er war da ganz locker. Als Italiener machte er da keinen großen Unterschied.

Aber Angelina hatte lange überlegt und recherchiert, ob man dort in den Neuen Bundesländern inzwischen auch wirklich einigermaßen gut leben könnte. Schließlich hatte sie nachgegeben. Die Nähe der Hauptstadt Berlin war es am Ende, die ihr imponierte und sie zu diesem Wagnis bereit machte.

Klar, Köln hatte schon ein bisschen mehr zu bieten, das sah man auf einen Blick, dachte Manuela und schmunzelte vor sich hin. Aber trotzdem, sie war neugierig auf diese Kreisstadt in Brandenburg.

Der Cappuccino ging zur Neige. Unten in der Tasse sammelte sich ein kalter Rest, der nicht mehr schmeckte. Außerdem war ihr inzwischen doch recht kühl geworden. Sie verließ ihren Platz und ging in die Gaststätte zurück. Vielleicht würde jetzt ein besonders aufmerksamer Gast bemerken, dass sie ging, ohne gezahlt zu haben. Sie lächelte.

Giuseppe stand hinter dem Tresen und sah sie erwartungsvoll an.

„Nun, wie ist dein Eindruck, sag schon!“

„Super. Du kannst zufrieden sein. ‚Gute Qualität und annehmbare Preise‘, das ist so das, was sie sagen. Die Lage stört scheinbar niemand. Nur das kalte Wetter.“

Sie lachten beide.

„Dafür ist Giuseppe noch nicht zuständig“, schmunzelte der Schwager.

Manuela ging durch die Tür im Hintergrund der Gaststätte, an der „Privat“ stand. Ihre Schwester saß vor dem Fernseher und schien auf sie gewartet zu haben.

„Nun?“

„Ich glaube, ihr könnt zufrieden sein, Angelina. Die Gäste waren ganz angetan und das Haus ist voll.“

„Warte erst mal ab, wenn wir hier nicht mehr neu sind, ob das dann so bleibt?“

„Nun sei mal nicht so skeptisch, Schwesterherz! Ich glaube, ihr werdet Glück haben mit eurer Entscheidung.“

Und was hast du für einen Eindruck von der Stadt, ich meine vom Osten und so?“, wollte Angelina jetzt wissen.

Bisher hatte Manuela noch nicht viel von der Stadt gesehen. Aber sie war bisher jedenfalls weder schockiert noch enttäuscht.

„Du zeigst mir am besten alles, was dir hier gefällt oder was Oranienburg Spannendes zu bieten hat!“

„Da muss ich erst mal nachdenken“, kam es spontan von Angelina. Dann aber lachte sie und schüttelte den Kopf. „Gut, ich denke darüber nach.“

14. Das Straßenschild an der Kreuzung

Beim Frühstück am nächsten Morgen herrschte gute Laune. Der gestrige Tag war hervorragend gelaufen, die Kasse stimmte.

„Was habt ihr beide euch denn für heute vorgenommen. Ich gebe Angelina frei, sie hat schließlich Besuch,“ schmunzelte Giuseppe.

Manuela sah, dass ihre Schwester diesen kleinen Scherz nicht so fröhlich aufnahm, wie er gemeint war. Angelina schien nicht begeistert davon, dass ihr eigener Mann sich plötzlich als ihr Chef aufspielte, auch wenn es nur ein Scherz war. Es wäre vermutlich für beide besser gewesen, Angelina hätte sich hier im Ort nach einer Stelle umgesehen, dachte Manuela. Als Bürokauffrau und mit ihrer Berufserfahrung wäre sie sicher auch hier fündig geworden. Jetzt sollte sie also für die gemeinsame Gaststätte arbeiten.

„Wenn das mal gut geht“, seufzte Manuela innerlich.

„Wir wollen heute früh erst mal in das Stadtzentrum gehen, es ist ja nicht weit von hier“, sagte Angelina.

„Ich will doch einen Eindruck bekommen von der Stadt, in die es euch verschlagen hat“, ergänzte die Schwester.

„Ja, macht das. Ich hoffe, du zeigst meiner Frau, was es hier Interessantes gibt. Sie selbst hat noch nicht viel davon entdeckt.“

Angelina hustete.

„Ich muss sowieso Einiges in der Stadt besorgen“, bemerkte sie.

Der Weg war wirklich nicht weit. Sie gingen untergehakt auf der Straße Richtung Innenstadt. Überall sah man kleine Geschäfte, Wohnhäuser, eine gepflegte, wenn auch eher langweilige Straße, junge Baumreihen an beiden Seiten.

„Was musst du denn besorgen?“

„Ach, du wirst schon sehen, nichts Besonderes. Ich hoffe, ich kriege es hier. Sonst muss ich es doch in Berlin versuchen. Aber komm, solange wir hier laufen: Erzähl mal von dir. Geht es dir gut? Was macht Phillip? Was macht dein Verein?“

„Welcher Verein?“

„Ach, diese politische Gruppe, bei der du mitmachst. Oder ist das schon vorbei?“

„Nein, aber es ist anstrengend, lachte Manuela. „Phillip und ich engagieren uns ziemlich intensiv. Aber viele andere in der Gruppe glauben, es reiche, wenn sie über die Verhältnisse in diesem Land schimpfen. Aber davon ändert sich ja nichts.“

„Was wollt ihr eigentlich?“

Manuela überlegte, wie und was sie antworten sollte. Da fiel ihr etwas anderes auf:

„Was sind denn das für Menschengruppen, die uns hier ständig entgegenkommen? Schulklassen? Aber es sind oft auch Erwachsene, und viele Ausländer sind dabei.“

„Keine Ahnung. Hab es bisher eigentlich noch nicht bemerkt, ehrlich gesagt.“

Eine Gruppe von vielleicht 30 jungen Leuten zog auf der anderen Straßenseite vorbei. Sie liefen in die Richtung, aus der Angelina und Manuela gerade kamen. Sie gingen in lockeren Reihen, Jacken und kleine Rucksäcke im Arm. Und sie schwatzten. „Die wollen bestimmt alle bei uns essen,“ scherzte Angelina.

„Interessant,“ meinte Manuela. „Das interessiert mich, wohin die ziehen. So eine Gruppe ist mir schon aufgefallen, als ihr mich vorgestern mit dem Auto vom Bahnhof geholt habt.“

Die Schwestern erledigten Angelinas Einkäufe. Die Innenstadt war überschaubar. Es gab nicht einmal eine Fußgängerzone. Aber sie bekamen letztlich doch alles, was Angelina auf ihrem Einkaufszettel stehen hatte.

Irgendwo ließen sie sich in der Sonne vor einem Café nieder und tranken einen heißen Kakao. Für Eis war es ihnen noch zu kühl. Sie hatten versprochen, gegen 13.00 Uhr zurück zu sein und machten sich rechtzeitig auf den Heimweg.

Die Terrasse der Pizzeria sah man schon von Weitem. Aber an diesem normalen Vormittag war offenbar draußen noch nicht viel Betrieb. Schließlich erreichten sie die neu eröffnete Gaststätte. Manuela blieb plötzlich stehen und starrte auf die Kreuzung.

„Siehst du das Schild dort? Da geht es nach Sachsenhausen!“

„Na und?“

„Ist das das Sachsenhausen, das mit dem KZ?“

„Kann sein, hab das schon mal gehört. Was ist denn damit?“

„Du wohnst hier und weißt das nicht? Hier war eines der furchtbarsten Konzentrationslager im 2. Weltkrieg und davor.“

„Unter Hitler?“

„In der Zeit, als in Deutschland der Faschismus herrschte.“

„Stimmt, jetzt fällt es mir ein. Konzentrationslager. So was wie Auschwitz, oder so?“

„Na, du bist aber mäßig informiert, liebe Schwester.“ Manuela lachte, um Angelina nicht zu verletzen. „Du, wenn es wirklich das Sachsenhausen ist, dann schau ich mir das KZ an. Es gibt sicher noch Baracken zu sehen, vielleicht ja auch eine Art Museum.“

„Könnte sein,“ meinte Angelina hilfsbereit. „Wir googeln einfach mal. Warte, ich schau gleich mal nach.“ Angelina zückte ihr Handy.

„Ok, kommt sofort. KZ Sachsenhausen in Oranienburg. Also du hast recht. Und hier steht auch die Adresse: Bernauer Strasse -, du das muss ganz hier in unserer Nähe sein. Scheinbar liegt es hier an dieser Straße Richtung See. Lehnitz-See heißt der, ein Stausee. Wenn du Lust hast, können wir da mal hin spazieren. Wie es aussieht, brauchen wir da nicht mal ein Auto.“

„Siehst du auch die Öffnungszeiten?“

„Super, morgen früh ist offen, da könnten wir gleich morgen hingehen, wenn du willst.“ Manuela nickte zufrieden.

„Sag mal: Könnte es sein, dass die Menschengruppen, die hier immerzu langlaufen zu diesem Museum wollen?“

Angelina sah ihre Schwester verwundert an. Sie zückte die Schultern.

„Aber das wäre doch immerhin eine Erklärung.“

15. Das KZ Sachsenhausen

Mit ihnen traf am Eingang des Museums eine Gruppe junger Leute ein. Sie sprachen Französisch miteinander.

Manuela und ihre Schwester betraten zuerst das riesige KZ-Gelände. Ins Museum würden sie am Ende noch hineinschauen.

Die Größe des Areals überraschte sie. Weit dehnte sich der Raum, in dem einst Dutzende gleichförmig-triste Holzbaracken gestanden hatten. Ein Denkmal ragte in den Himmel. Überall schritten kleinere Menschengruppen langsam und nachdenklich an den Informationstafeln vorbei. Ab und an blieben sie stehen und lasen durch, was auf den Schildern stand. Eine der wenigen erhaltenen Baracken war geöffnet und man bekam einen vagen Eindruck vom Leben der Gefangenen hier. Dennoch, die sterile Sauberkeit und Leere in und zwischen den Baracken machte es ihnen erst einmal schwer, sich das Leben und Leiden hier vorzustellen. Wie hatte es damals hier ausgesehen?

Doch je länger sie herumliefen und je mehr Informationstafeln sie lasen, desto näher rückte ihnen die Atmosphäre, die vor gut 70 Jahren hier geherrscht haben musste. Tatsächlich, sie meinten die Arbeitstrupps der Gefangenen zu sehen und die Aufseher daneben, mit angelegtem Gewehr oder mit Pistolen am Gürtel.

Manuela las ihrer Schwester aus dem Besucherbegleitheft vor:

„Insgesamt waren in Sachsenhausen 200 000 Häftlinge eingesperrt. Zehntausende davon kamen um: durch Hunger, Krankheiten, Zwangsarbeit, Misshandlungen, medizinische Versuche und durch systematische Vernichtung.“

„Das waren sicher alles Juden“, überlegte Angelina.

„Nein, oder doch? Warte mal. Hier steht was dazu: „Zunächst lieferte die SS politische Gegner des NS-Regimes in das KZ Sachsenhausen ein: Kommunisten, Sozialdemokraten, liberale und konservative Politiker. Später folgten Homosexuelle, Sinti und Roma, Christen, Zeugen Jehovas und Kriminelle. 1938 stieg die Zahl der ausschließlich männlichen Häftlinge in Sachsenhausen infolge verschiedener Verhaftungsaktionen stark an. Im Zuge der Aktion „Arbeitsscheu Reich“ des Reichskriminalpolizeiamts vom März und Juni 1938 lieferte die SS rund 6.000 als „asozial“ eingestufte Menschen in das Lager ein. Nach der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 wurden ca. 6.000 Juden nach Sachsenhausen transportiert. Mit der Zerschlagung der „Rest-Tschechei“ im Frühjahr 1939 und mit Beginn des Zweiten Weltkriegs füllte sich das Lager zunehmend mit Häftlingen aus den besetzten Ländern Europas.“

„Na ja, Kriegsgefangene haben die anderen doch auch gemacht, oder?“, gab Angelina zu bedenken.

„Pass mal auf, was hier steht: ‚Ab Oktober 1941 begannen in Sachsenhausen Massenerschießungen von über 12.000 „politisch und rassistisch untragbaren“ sowjetischen Kriegsgefangenen in einer eigens dafür errichteten Genickschussanlage.‘ Die Anlage können wir uns gleich ansehen. Ich glaube, sie ist da hinten.“

„Nein, lieber nicht, Manuela. Das ist alles ja schrecklich!“

„Ja. Da hast du recht. Es ist unvorstellbar!“

„Aber war das hier nicht ein Arbeitslager, also kein Vernichtungslager? Ich habe sowas mal gehört.“

„Ja schon. Aber die Leute starben trotzdem. Wie ich eben vorgelesen habe: an Hunger, durch die Zwangsarbeit, an Misshandlungen, an systematischer Vernichtung. Aber gearbeitet haben sie wohl, mussten sie ja. „Arbeit macht frei“, hast du das Schild am Eingang gesehen?“

„Ja, natürlich! Das ist so was von zynisch! Aber was haben sie denn arbeiten müssen? Steht das da?“

„Du kennst die Sache mit dem Schuhläuferkommando?“

„Nein, klingt komisch.“

„Da mussten die Gefangenen tagelang mit Gepäck auf dem Rücken um den Appellplatz herumlaufen, um die Qualität verschiedenen Bodenbelege für die Schuhsohlen zu testen. Aber die schlimmste Arbeit war wohl die im Ziegelwerk, sagen sie hier.“

„Ziegelwerk.? Ist das auch hier auf dem Gelände?“

„Nein, es soll weiter aus der Stadt heraus sein, hinter der Kanalbrücke. Aber hör mal: Das kann man gar nicht glauben: ‚Täglich wurden 2000 Häftlinge aus dem Lager vor den Augen der Bevölkerung über die Kanalbrücke ins Ziegeleiwerk gebracht.‘ Und keiner in dieser Stadt hat was davon mitbekommen? Das kann ja gar nicht sein!“

„Was haben die Oranienburger bloß gedacht, wenn sie diese Leute dahinziehen sahen?“

„Ach Angelina, es ist leider so: Leute können einfach die Augen zu machen, wenn sie etwas sehen, was sie nicht sehen wollen.“

„Wann wurden die Häftlinge befreit, Manuela? Ich vermute 1945?“

„Ja. Am 22. April 1945, und zwar von polnischen und sowjetischen Soldaten nach deren Einmarsch in Oranienburg. Aber vorher, so schreiben sie hier, vorher ging im KZ das Morden noch mal erst richtig los. Hör dir das an:

‚Als die Rote Armee die Oder erreicht hatte, begannen im KZ Sachsenhausen die Vorbereitungen zur Evakuierung, wie sie es nannten. Sie ermordeten 3000 Häftlinge, die

entweder als gefährlich galten, die eine militärische Ausbildung hatten oder die als nicht marschfähig eingestuft wurden. Am 20. April schließlich schickten sie 33 000 halb verhungerte Häftlinge zu Fuß Richtung Nord-Westen. Sie sollten in ein anderes KZ übersiedelt werden. Dabei starben wieder Tausende, die den Strapazen nicht gewachsen waren.

Als die sowjetischen und polnischen Soldaten das Lager betraten, fanden sie immer noch 3000 Menschen vor, die zurückgeblieben waren: Kranke, Pfleger, Ärzte. 300 davon starben noch am Tag ihrer Befreiung.“

„Hör auf Manuela, bitte! Ich kann es nicht mehr ertragen! Es ist so furchtbar! Lass uns einfach nur hier durchgehen. Lass uns schweigen, ja?“

Sie folgten weiter dem Weg durch das große, leere Gelände, vorbei auch an der Genickschussanlage und weiter bis zum Ende, bis zum Zaun, an dem die Wachtürme standen. Hinter dem Zaun schaute man in ein Waldgrundstück, das von Wegen durchzogen war und aussah wie eine friedliche Heidelandschaft.

Dann gingen sie langsam zurück zum Museumsgebäude.

16. Der Ehrenfriedhof am Wege

Nach einer halben Stunde im Museum machten sich die Schwestern auf den Rückweg. Angelina hatte das Gefühl, ihr sei ein Auto über den Rücken gefahren. Sie sagten kaum ein Wort, die Bilder, die sie später noch im Museum hatten sehen müssen, tobten noch in ihrem Kopf.

Ihr Weg zog sich auf der Hauptstraße immer geradeaus zurück Richtung Stadt. Kleine Nebenstraßen gingen links ab und führten in dicht bebaute Wohnstraßen mit Einfamilienhäusern aus der Nachkriegszeit. Autos säumten auf beiden Seiten die Straße. Rechter Hand standen in einer langen Reihe kleine Häuschen mit spitzem Dach und einem Garten dahinter, die so anheimelnd aussahen, als wohnten dort die 7 Zwerge aus dem Märchen. Tatsächlich aber waren es die Häuser, die man für die KZ-Aufseher errichtet hatte – so nah wie möglich zum Konzentrationslager. Angelina und ihre Schwester hatten darüber eben im Museum gelesen. Sie wussten jetzt Bescheid. Ein Stück weiter entdeckten sie in den Seitenstraßen auch die Villen der SS Leute und der KZ Leitung.

Danach brach mit einem Mal die Häuserzeile ab und neben ihnen auf der rechten Seite der Straße öffnete sich der Blick in eine größere Rasenanlage. Hinten in der Mitte der Rasenfläche erkannten sie eine Art steinernes Mahnmal, in dem Stil, wie in Deutschland die Kriegsdenkmäler nun einmal aussehen. Die beiden sahen sich um. Vorne an der kleinen Mauer, die das Terrain zum Bürgerstein hin abgrenzte, war ein Schild angebracht. „Sowjetischer Ehrenfriedhof“, war da zu lesen. Das Mäuerchen an der Straße wurde von einem Tor in schwarzem Gusseisen unterbrochen, es war offenbar nur angelehnt. Man konnte also hineingehen.

Nach allem, was sie eben gesehen und gehört hatten, sahen sie sich eigentlich nicht mehr in der Lage, weitere Zeugen und Spuren aus dieser schrecklichen Zeit aufzusuchen. Aber nach den Eindrücken im KZ Sachsenhausen machte sie der Ehrenfriedhof für die sowjetische Armee neugierig. Schließlich waren das neben der polnischen Armee die Befreier des KZ Sachsenhausen gewesen.

„Schau mal, da hinten, am Ende des Geländes stehen schwarze Steintafeln. Wahrscheinlich mit den Namen der Gefallenen. Wollen wir nicht doch mal eben hinein gehen, sozusagen als Kontrastprogramm zu eben?“, fragte Manuela. Angelina nickte ohne große Begeisterung.

Sie liefen über die völlig leere Grasfläche um das steinerne Denkmal herum bis dahin, wo sie im tiefen Schatten im Halbkreis die großen Tafeln aufgestellt sahen. Die Offiziere hatten meist einen eigenen Grabstein. Auf den dazwischen aufgestellten Steintafeln standen viele Namen, offenbar die der einfachen Soldaten. Kaum einer von ihnen war mehr als 20 Jahre alt gewesen, als er starb. Es war nicht leicht, die Namen zu entziffern. Die Schwestern konnten kein Russisch. So was wurde in Köln nicht gelehrt, als sie zur Schule gingen. Ein Wort sah beinahe so wie das andere für sie aus. Sie radebrechten halblaut die Namen, soweit sie die Buchstaben entziffern konnten.

„Sieh mal, Angelina: Da steht ein Nachname gleich zweimal. Offensichtlich waren das hier Brüder. Beide am selben Tag gefallen. Merkwürdig, am 26. April. Da war doch hier gar kein Krieg mehr. Da war das KZ doch schon befreit. Weißt du noch das Datum? Ich habe es doch vorhin im Museum so oft gelesen.“

„Warte mal: Ich glaube, am 22. wurde das KZ endgültig von den Russen befreit. Am 26. April war also schon längst die Rote Armee hier in Oranienburg.“

„Beide sind am gleichen Tag gestorben. Aber lange nach den Kampfhandlungen offenbar.“

„Merkwürdig. Vielleicht an einer Krankheit oder an Verletzungen?“

„Beide am gleichen Tag?“

Ratlos standen die Schwestern vor dem Gedenkstein.

„Zwei russische Brüder sterben hier auf deutschem Boden zu einer Zeit, als schon Waffenruhe geherrscht haben muss. Was bedeutet das?“

„So kurz vor dem Ende? Sie hatten sich sicher bereits ausgemalt, dass sie bald wieder daheim sein würden.“

„Wie schrecklich!“

„Na ja, schrecklich war damals wohl alles. Denk mal an dieses Speziallager, was die Russen dann später auf dem Gelände des KZ eingerichtet haben, um Nazis und solche Menschen aus dem Verkehr zu ziehen, die sich widersetzen. Sie konnten sie kaum ernähren. Die meisten sind verhungert oder an Krankheiten gestorben.“

„Und was die Russen den Frauen damals angetan haben, das war auch schrecklich“, gab Angelina zu bedenken. „Glaubst du, unsere Brüder hier haben auch Frauen vergewaltigt?“

„Keine Ahnung. Vielleicht. Ich fand es schon immer unerträglich, dass Vergewaltigungen offenbar zum Recht der Sieger eines Krieges zu gehören scheinen. Ich mag es mir nicht vorstellen. Aber wie auch immer – es würde kaum ihren Tod am selben Tag erklären.“

Nachdenklich verließen Manuela und Angelina den sowjetischen Ehrenfriedhof.

Wenn man von draußen einen Blick zurückwarf, spürte man, wie weit weg und unbeachtet dieser Friedhof da lag – leer und wie abgeschoben. Ob die Oranienburger überhaupt noch wussten, was hier passiert war und wer da lag: Hunderte junger Russen, die in den letzten Tagen des Krieges hier ihr Leben ließen. Und einige, die auch danach noch starben.

Wieder zu Hause angekommen, waren die Schwestern erschöpft. Giuseppe setzte ihnen Tortellini alla Panne vor, und sie stärkten sich. Erzählen konnten sie nicht viel. Giuseppe, der sehr wohl sah, wie mitgenommen die beiden aussahen, sagte kein Wort. Er beschloss, sich dieses Museum einmal selbst anzusehen. Schließlich lag es in unmittelbarer Nachbarschaft zu seiner Pizzeria. Das hatte er nicht gewusst. Nun musste er damit leben. Und wenigstens sollte er Bescheid wissen, meinte er.

Angelina war bereits früh am Abend müde. Sie zog sich gegen 21.00 Uhr zurück und legte sich hin. Der Schlaf kam sofort.

Sie wusste nicht, wie lange sie schon geschlafen hatte. Sie träumte, sie sei aufgewacht und ginge im Zimmer herum. Da sah sie auf dem kleinen Tisch Papiere liegen. Sie griff

danach. Es waren Briefe in russischer Sprache, die sie nicht verstand.

„Doragaya Mama“, las sie. Vielleicht waren es Briefe eines russischen Soldaten für die Feldpost nach Hause? Diese hier waren offensichtlich nicht dort angekommen. Doch irgendetwas schien sie gefunden und aufgehoben zu haben.

Je länger sie darauf blickte, desto deutlicher sah sie, dass sich die fremden Buchstabenreihen in deutsche Wörter verwandelten, dann in Sätze, die sie verstand. Sie fing an, anhand des jeweiligen Datums auf den Briefbögen die Schreiben zu sortieren. Schließlich setzte sie sich auf ihr Bett und begann zu lesen.

17. Die Brüder Moratolow

„23.4.45

Liebe Mama,

wir sind gestern endlich durch die Reihen der deutschen Truppen gebrochen und haben daraufhin eine kleine Stadt eingenommen. Sie heißt Oranienburg oder so ähnlich. Ein bisschen größer als die Städtchen, durch die wir hier vor Berlin schon gekommen sind. Unterwegs gab es einige schlimme Zusammenstöße mit Faschisten. Vier Mann von uns wurden verletzt. Einer schwer. Er wird sicher bald sterben, hat einfach zu viel Blut verloren.

Pjotr und ich haben unser Nachtquartier in einem der kleinen Häuser zugewiesen bekommen, die an einer Straße liegen, die von der Brücke an einer Schleuse Richtung Stadtzentrum führt. Man sagte uns, dass dort die KZ-Wärter vom KZ hier gewohnt haben. Sie sind geflohen, haben alles zurückgelassen. Sogar Lebensmittel. Für uns ein Glück!

Von hier aus sieht man die KZ-Mauern. Wir sollen in ein paar Stunden dorthin abkommandiert werden, um die Menschen zu befreien, die da eingesperrt sind.

Liebe Mama, nun sind wir beide schon so lange weg von zu Hause. Du wirst uns sehr vermissen, aber wir vermissen dich auch und auch all die anderen. Vielleicht sind wir jetzt doch bald wieder bei euch. Der Krieg kann nicht mehr lange dauern. Auch in Berlin kämpft jetzt die Rote Armee. Offenbar haben die Nazis, kurz bevor wir ankamen, wie die Irren noch Deutsche getötet, aufgehängt, erschossen. Und es gab auch hier in der kleinen Stadt Leichen auf den Straßen. Die Leute verlassen ihre Häuser nicht. Sie verhalten sich abwartend und vorsichtig. Frauen haben offenbar Angst vor uns. Wenn die wüssten, was ihre Männer noch vor wenigen Monaten mit unseren Frauen gemacht haben! Aber ich kann nicht an Rache denken. Das Elend ist zu groß, überall.

25.4.45

Mama, gestern haben wir die Menschen im KZ Sachsenhausen befreit. Die SS Leute waren schon geflohen und etliche Gefangene haben offenbar die Gelegenheit ergriffen, auf der Stelle abzuhaufen. Aber viele waren zu elend und zu schwach, um wegzulaufen. Sie begrüßen uns mit matten Gebärden. Einige konnten nicht einmal mehr aufstehen. Und überall Leichen, hunderte, tausende tote, ausgemergelte menschliche Körper, Männer meist, aber auch Frauen und Kinder. Ich musste Pjotr trösten. Er fing an zu weinen bei diesem Anblick. Es war schrecklich. Ich weiß nicht, ob ich so etwas Furchtbares schon einmal gesehen habe während der langen Zeit, in der wir nun in diesem verfluchten Krieg sind. Mama, wie können Menschen so brutal sein? Die Bilder gehen nicht aus meinem Kopf. Als wir zurück waren, musste ich mich übergeben.

Wie es aussieht, herrscht hier in unserer Kleinstadt inzwischen Ruhe. Seit gestern wird nicht mehr geschossen. Die Bewohner haben sich ergeben. Unsere Jungs sind auch nicht zimperlich. Viele ziehen durch die Häuser und jagen Mädchen und Frauen, die sich vor ihnen verstecken wollen. Pjotr ist auch dabei. Aber ich denke an Mascha und kann es nicht. In einem Haus fanden sie ein Mädchen und seine Mutter, die sich ein paar Stunden früher die Pulsadern aufgeschnitten hatten. Sie waren verblutet. Weißt du, Mama, ich will das alles nicht mehr sehen. Ich kann mir gar nicht vorstellen, dass ich danach wieder ein normales Leben führen kann. Pjotr ist optimistischer und versucht mir Mut zu machen. Ich wünsche so sehr, dich bald in die Arme schließen zu können!

26.4.45

Liebste Mama,

Berlin hat sich inzwischen auch ergeben. Die SS-Leute sind meistens geflohen. Aber immer wieder finden wir welche, die sich hier im Stroh oder im Keller versteckt haben. Unser Kommandeur lässt sie auf der Stelle erschießen. Ich war bei einer Hausdurchsuchung dabei. Die Frau stand mit zwei Kindern da und heulte fürchterlich. Ich musste die Leiche des Vaters wegräumen.

Mama, ich kann das nicht mehr. Ich denke an unsere Felder, in denen ich um diese Jahreszeit so gerne gelegen und geträumt habe. Wieso gibt es diese Kriege. Warum? Täglich fahren wir zur Kontrolle die Straße hinunter, an der wir in jenen Häusern einquartiert sind. Wir fahren bis zum See und durchsuchen die Wälder rechts und links. Aber es wird immer ruhiger. Und alle haben Hunger: die Menschen hier, aber auch wir. Es gibt nur noch winzige Portionen. Wenn ich wieder zurück bin, Mama, dann wünsche ich mir eine kräftige Soljanka, und so viel davon, wie ich vertragen kann. Versprich mir, sie für uns zu kochen! Und fang schon mal damit an. Ich hoffe, wir werden uns hier nicht mehr lange aufhalten müssen.

10.5.45

Frau Moratolowa,

Mein Name ist Stanislav Jeninkow.

Ich muss ihnen leider mitteilen, dass ihre beiden Söhne gestern von Leuten aus dem deutschen Volkssturm aus einem Hinterhalt heraus erschossen wurden. Ich war der Freund ihrer Söhne und bin untröstlich. Wenn ich wieder zurück nach Russland komme, versuche ich, Sie aufzusuchen und ihnen die persönlichen Sachen der beiden mitzubringen.

Die Täter wurden sofort gefangen genommen und kurz danach erschossen. Aber wem nützt das jetzt noch?

Mein aller herzlichstes Beileid!

Stanislaw“

Als Angelina aufwachte, schaute sie verwirrt auf ihre Hände. Kein Brief, kein Stück Papier. Sie lag im Bett. Es war also nur ein Traum. Sie ließ ihn noch einmal an sich vorbeiziehen ... So hätte es gewesen sein können.

18. Trotzdem: Der Kunde ist König

Aufgeregt erzählte Angelina ihren Traum beim Frühstück. Manuela war beeindruckt. Ihre Schwester schien noch immer aufgewühlt.

„Du, das war so real, ich konnte die Papierseiten zwischen den Fingern fühlen. Als ich aufwachte, dachte ich erst, die Briefe müssten hier auf meinem Tisch liegen. Aber es war nur meine Phantasie, Manuela, mehr nicht.“

„Natürlich war es nur deine Phantasie. Aber es könnte sich so abgespielt haben. Stell dir mal die beiden jungen Männer vor: In einen Krieg geschickt, weg von ihren Plänen, von der Familie, vielleicht auch weg von einer Freundin. Das Leben wird sicher auch in der Roten Armee kein Zuckerschlecken gewesen sein. Und immer in der Erwartung, im nächsten Augenblick erschossen oder sonst wie getroffen zu werden.“

„Und dann kommen sie endlich an in Feindesland. Sie haben gesiegt. Sie sind völlig ausgepowert. Viele ihrer Kameraden drehen durch. Die Offiziere haben angekündigt, jeden zu erschießen, der bei einer Vergewaltigung ertappt wird. Aber die sexuell ausgehungerten Soldaten halten es offenbar für ihr Siegerrecht, die Frauen der Männer mit Gewalt zu nehmen, die ihre Mütter und Schwestern nicht nur vergewaltigt, sondern auch wahllos getötet und gequält haben. Pjotr ist mit dabei. Aber sein Bruder denkt an Mascha. Er beteiligt sich nicht. Und alles was sie noch wollen, ist, nach Hause kommen.“

„Eigentlich wurde in Oranienburg an ihrem Todestag doch gar nicht mehr geschossen. Volkssturm, hast du gesagt? Google mal, was das genau war.“

„Sagt mal, ihr beiden, können wir wenigstens beim Frühstück mal über was anderes reden als über diese Sachen?“

„Tschuldigung, Giuseppe, aber es hat uns richtig gepackt, mich jedenfalls. Ich habe über das alles bisher nie nachgedacht und wusste auch überhaupt nichts darüber.“

Angelina und Manuela machten in den folgenden Tagen gemeinsame Ausflüge nach Berlin und ins Umland. Der Besuch im KZ Sachsenhausen und ihr Erlebnis auf dem sowjetischen Ehrenfriedhof waren schon fast in Vergessenheit geraten, als sie eines nachmittags in der Frühjahrs Sonne vor der Pizzeria saßen und sich von Giuseppe mit einem Eisbecher verwöhnen ließen.

Als ein paar Leute auf die Terrasse kamen, ging Giuseppe hinein, um die Bestellung der neuen Gäste zu besorgen.

„Hast du gelesen“, fragte einer der Männer die anderen drei. „Trump gibt Deutschland ganz auf. „Amerika first“, dieser Mist! Jetzt stehen wir bald ohne jeden Schutz da.“

„Hast recht“, antwortete der andere Mann, „bisher konnten wir immer davon ausgehen, dass die USA uns absicherten. Auch im Kalten Krieg war das so. Ich sehe schon, sie werden jetzt auch noch ihre letzten Raketenstützpunkte in Deutschland aufgeben.“

„Wir müssen einfach eine starke europäische Armee aufbauen. Ist doch klar, dass wir uns nicht ewig auf die Amis verlassen können.“

„Ehrlich gesagt“, meinte jetzt eine der beiden Frauen am Tisch, „ich fand es immer gruselig, dass die Amis hier noch ihre Atomstützpunkte beibehalten haben. Die Besatzungssoldaten sind doch seit Jahrzehnten weg. Aber das bleibt. Warum?“

„So ist der Osten für die Amis doch viel einfacher zu erreichen“, antwortete der Mann links neben ihr. Es schien ihr Partner zu sein, denn er legte bei seinen Worten wie beschützend den Arm um ihre Schultern.

„Warum sollen denn die Amis den Osten schnell erreichen? Du klingst, als denkst du, morgen ginge ein Krieg los,“ erwiderte die Frau unwillig und machte sich los.

„So habe ich auch immer gedacht, Franziska“, meinte jetzt der andere Mann. „Ich war dagegen, dass die Amerikaner uns hier als Zwischenstation sehen. Aber jetzt, wo die uns im Regen stehen lassen – weißt du was: Ich war all die Jahre gegen die Bundeswehr und gegen die Erhöhung des Bundeswehrhaushaltes. Aber jetzt, wo wir so schutzlos sind, da müssen wir doch einfach was dagegen tun! Du wirst lachen, ich bin inzwischen für eine deutliche Erhöhung des Bundeswehretats.“

„Das ist nicht wahr?“, fragte die Frau erschrocken.

„Doch, Franziska, schau mal, was sollen wir denn sonst tun, wenn wir angegriffen werden?“

„Ich finde, Wolfram hat völlig recht“, ließ sich die Frau auf der anderen Seite des Tisches vernehmen.

„Aber wer sollte uns denn angreifen, Patrizia?“

„Na, die Russen natürlich. Die Chinesen, ich weiß nicht. Die alle wollen doch sicher unser Europa schlucken, bald oder später.“

„So wie es jetzt aussieht, könnte ich mir schon eher vorstellen, dass wir uns gegen die USA verteidigen müssen,“ murrte Franziska trotzig. Ihre Stimme grollte.

„Nun mach aber mal nen Punkt!“, meinte Peter erbost.

Das Gespräch wurde von Giuseppe unterbrochen, der mit den leckeren Eisportionen kam. Zunächst herrschte danach am Tisch genussvolle Stille.

„Ich bin übrigens auch der Meinung, dass es wirklich eine Schande ist, wie schlecht unsere Soldaten ausgerüstet sind. Man hört doch täglich solche Skandale. Stellt euch vor, sie schießen, und die Kugeln treffen gar nicht ihr Ziel. Das ist doch das Letzte! Nein, so können wir uns nicht lumpen lassen, als eine der wichtigsten Nationen dieser Welt.“

„Du redest in letzter Zeit ziemlichen Unsinn, Peter! Wie kannst du so was sagen? Ich persönlich würde mich freuen, dass sie nicht treffen! Stell dir vor, du sollst einen Menschen erschießen und deine Knarre macht da nicht mit. Was für eine Freude!“ Franziskas richtete sich auf, legte bei diesen Worten den Eislöffel beiseite und sah die anderen herausfordernd an.

„Was ist mit deiner Frau los, Peter?“ Wolfram lächelte ein wenig irritiert.

„Weißt du das nicht, meine Frau ist ,ne richtig Radikale.“ Peter lachte.

„Ich muss aufs Klo“, sagte Franziska bestimmt, mit unterdrückter Wut.

„Die Toilette ist neben dem Eingang links“, mischte sich jetzt Manuela ein. Sie konnte es offenbar nicht ertragen, diesem Gespräch wortlos zu zuhören.

Franziska stand auf, nickte Manuela ein wenig verwundert zu und verschwand im Inneren der Gaststätte. Den anderen war wohl plötzlich klargeworden, dass die beiden Frauen am Nebentisch jedes Wort ihrer Unterhaltung hatten verstehen können. Sie blickten ein paar Sekunden betreten auf ihre Eisbecher.

„Was macht eigentlich dein Sohn, Peter?“, fragte dann die Frau, die noch am Tisch saß, in die Stille hinein.

„Der hat nächste Woche Examen. Ihr wisst ja, Soziologie, ich war immer dagegen,

brotlose Kunst, finde ich. Aber er ist ja seit Jahren CDU-Mitglied, da wird er schon was finden.“

„Und Petra, deine Jüngste?“

„Ihr werdet es nicht glauben. Petra hat beschlossen, sich nach dem Abitur bei der Bundeswehr zu bewerben. Sie meint, sie bekäme an der Bundeswehrhochschule auch mit ihrem nicht gerade ruhmreichen Abiturzeugnis einen Studienplatz für Medizin.“

„Klar, Ärzte werden immer gebraucht,“ sinnierte Wolfram. „Besonders im Krieg.“

„Sei nicht so geschmacklos, Wolfram“, schimpfte die Frau ihm gegenüber und warf einen Blick auf die Tischnachbarinnen, als wolle sie sich entschuldigen. „Und lass das nicht deine Frau hören!“

„Komm, wir gehen rein,“, forderte Manuela Angelina auf. Die nickte erleichtert. Sie standen auf und gingen ins Haus zu Giuseppe.

„Ich kann das nicht mehr ertragen“, stöhnte Manuela. „Ich wäre am liebsten mitten in ihr Gespräch hineingeplatzt.“

„Das lasst mal schön bleiben“, meinte Giuseppe, der an ihnen vorbei ging mit Sorgenfalten auf der Stirn. „Wenn eure politische Meinung anfängt, meine Gäste zu belästigen, dann könnt ihr nicht mehr draußen unter den Kunden sitzen.“

„Wir haben ja nichts gesagt, Giuseppe!“, beruhigte Angelina ihren Mann. „Aber es war wirklich unerträglich. Es hätte dir auch die Sprache verschlagen, glaub mir!“

„Aber der Kunde ist König. Wenn ihr euch nicht an diese Regel haltet, dann raus aus meinem Laden!“ Er lachte bei seinen Worten, aber es war ihm ernst.

Doch ein paar Tage später, am 7. Mai beim Frühstück meinte Giuseppe, der jeden Morgen ausgiebig die örtliche Zeitung las, einfach um sein Deutsch ständig zu verbessern:

„Habt ihr nicht von diesem Friedhof erzählt, diesem Kriegsdenkmal hier vorne an der Straße. Da ist morgen eine Gedenkfeier. Der Oberbürgermeister wird reden.“

„Im Ernst?“

„Morgen ist Jahrestag des Kriegsendes, 8. Mai.“

„Ich war noch nie auf so ,ner Feier, Manuela. Wollen wir da mal hingehen, zu deinen beiden russischen Brüdern, meine ich? Wäre doch interessant, oder?“

Manuela blickte sie erfreut an.

„O ja, gerne. Das ist ein Tag, der eh Feiertag sein müsste. Dann können wir mal sehen, wie die Bevölkerung hier mit diesem Gedenktag und diesem Ehrenmal umgeht.“

„Ich besorge einen Strauß Rosen, oder, was meinst du? Da ist sicher üblich.“
„Zwei Sträuße, Angelina, zwei. Für jeden der Brüder einen“, lächelte Manuela.

19. Die Gedenkfeier

Beate war viel zu früh gekommen. Sie hatte wieder einen Stau auf der Autobahn befürchtet und war daher eher losgefahren. Aber es ging dieses Mal erstaunlicherweise völlig glatt. Bis zum Beginn der Feier war noch eine halbe Stunde Zeit. Sie stellte das Auto in eine der Seitenstraßen hinter dem Ehrenfriedhof. Sie wusste, wo er war, hatte gegoogelt. Jetzt betrat sie ihn durch das kleine Tor an der Straße, blieb stehen und schaute.

Der Tag war freundlich, fast wie im Mai – abgesehen davon, dass ja Mai war. Ein wenig windig vielleicht. Ein kühler Wind. Aber die Sonne schien mild über die grüne Grasanlage. Man blickte ungehindert über die ganze Fläche, bis zum steinernen Denkmal in Form einer viereckigen Säule, um das herum zwei marmorne Stufen führten. Auf der unteren Stufe stand ein wenig seitlich eine Glasflasche mit einem kleinen Bündel roter Rosen. Beate setzte sich auf die Bank, die am Eingang aufgebaut war, und von wo aus man sowohl die Straße und die Bürgersteige, als auch das gesamte Gelände des Ehrenmals übersehen konnte. Nach zwei Minuten, in denen gar nichts geschah, fing sie an, sich zu fragen, ob überhaupt Leute kommen würden. Aber wäre sie denn gekommen, wenn es nicht dieses Tagebuch von Oma Maria gegeben hätte und diesen verwickelten Fall einer Erschießung von jugendlichen Möchtegernsoldaten, nachdem eigentlich schon Waffenruhe in der Stadt geherrscht hatte?

Draußen hielt jetzt ein Auto, eine junge Frau stieg aus und trug einen Kranz herein, in leuchtenden orangen Farben. Daran war eine weiße Doppelschleife befestigt, auf deren Enden mit goldener Schrift geschrieben stand. ‚Gedenken der Opfer‘.

„Welcher Opfer wollt ihr hier gedenken? Opfer gab es auf beiden Seiten“, dachte Beate in dem Moment, als die Frau sie ansprach.

„Kommen Sie hier zu der Gedenkfeier?“

Beate nickte.

„Wären sie vielleicht so freundlich, auf den Kranz des Bürgermeisters aufzupassen? Ich müsste sonst hier warten bis er kommt, und ich habe noch andere Sachen auszuliefern.“

„Natürlich“, lächelte Beate. Jetzt waren sie schon zu zweit. Sie und der Kranz. Zehn Minuten vor der angegebenen Zeit kamen mit einem Schwung mehrere Besucher, die meisten dunkel gekleidet und fast alle älter als sie, Beate. Der Bürgermeister trat zu ihr, weil er seinen Kranz bei ihr stehen sah. Er dankte höflich dafür, dass sie auf ihn aufgepasst hatte und ging zurück zu einer Gruppe von feierlich gekleideten Herren auf der anderen Seite des Eingangs. Jetzt kamen doch noch mehr Leute, meist Paare, ältere Paare. Keiner wirkte bedrückt. Die Stimmung war insgesamt eher feierlich, vielleicht konnte man sagen: nachdenklich? Einer wurde im Rollstuhl geschoben. Einer trug ein FDJ Hemd, das ihm viel zu klein war und schwenkte eine rote Fahne. Keiner nahm Anstoß. Dennoch stand er ziemlich isoliert herum.

Beate beobachtete ein junges Mädchen, das auf das Gelände trat und zögernd hereinkam. Sie sah sich unsicher um und entschied sich dann offenbar dazu, auf die Seite neben dem Eingang zu treten, wo Beate stand. Sie kam näher, jetzt sah Beate, dass die junge Frau eine rote Rose in der Hand hielt. Sie war eigentlich noch ein ziemlich junges Mädchen, 15 vielleicht. Aber man konnte das heute ja nicht mehr so gut erkennen. Beate lächelte ihr zu. Das Mädchen nickte, zögerte, und kam dann herüber zu Beate und stellte sich neben sie.

„Na, was hat dich denn hierher verschlagen?“, fragte Beate, um ein Gespräch in Gang zu bringen. „Wie du siehst, ist hier von deiner Generation weit und breit niemand.“ Das Mädchen sah sich noch einmal um. „Eigentlich wollte mein kleiner Bruder auch mitkommen. Zum Schluss hat er sich nicht getraut“, gab sie dann bereitwillig Auskunft.

„Nicht getraut?“ Beate schaute sie verwirrt an.

„Ja, nicht getraut. Er ahnte wohl, dass es sich hier um eine Veranstaltung für Omas und Opas handelte. Oh Verzeihung, das ist mir nur so rausgerutscht. Ich meinte natürlich nicht Sie!“

„Beate“, sagte daraufhin Beate und streckte dem Mädchen die Hand hin.

„Karola“, antwortete die sofort. „Ich bin in gewissem Sinne mehr betroffen von diesen Ereignissen am Kriegsende, wissen Sie, ich meine, weißt du? Mehr jedenfalls, als junge Leute heute sonst. Die wissen meist doch gar nichts mehr von dieser Zeit.“

„Aber du?“, fragte Beate interessiert.

„Ich habe rausbekommen, dass ich mit meiner Familie gerade in ein Haus hier in der Nähe gezogen bin, das vor dem Kriegsende für die KZ-Aufseher in Sachsenhausen gebaut wurde.“

„Oh!“, entfuhr es Beate. Ihr fiel nichts ein, was sie dazu hätte sagen können.

„Das ist schon ein bedrückendes Gefühl, wenn man sowas weiß. Am Anfang habe ich mir laufend vorgestellt, wie die Familie damals in diesem Hause gelebt hat. Der Vater ging morgens zur Arbeit und kam abends wieder. Und inzwischen hatte er Menschen getötet oder dabei geholfen, hatte Gefangene geschlagen und angeschrien. Aber er kam heim und sie aßen Abendbrot, so wie alle Familien. Mir will das nicht in den Kopf! Diese Zeit überhaupt! Wie haben die Leute das alles ausgehalten? Und dann das Kriegsende: Ich habe herausgefunden, dass damals die Bewohner dieser speziellen Häuser alle geflohen sind, und zwar, kurz bevor die russischen Soldaten in Oranienburg einmarschierten. Sie haben alles zurückgelassen. Ich frage mich, was ihre Kinder dachten, warum sie fliehen mussten.

„Wahrscheinlich hatten die Kinder furchtbare Angst vor den Russen, wie alle damals, und es war für sie klar, dass sie fortmussten.

„Die Bevölkerung hatte große Angst, ich weiß. Aber ich glaube, sie sind vorher auch jahrelang gegen die Russen aufgehetzt worden.

„Stimmt, woher weißt du sowas?“

„Seit ich das alles mitbekommen habe, habe ich mich umgesehen. Meine Lehrerin findet es gut, dass ich mich damit befasse. Sie hat mir viel zum Nachlesen gegeben, und das Internet ...

„Und, kannst du es denn jetzt wieder ertragen, in so einem Haus zu leben?“

„Es wäre einfacher, wenn meine Mutter nicht so täte, als sei das völlig egal. Sie will aber nichts davon wissen. Meine Tante Elke kam zu Besuch, als wir gerade eingezogen waren und hat uns aufgeklärt.

„Ach“, sagte Beate und drehte sich um, denn hinter ihr waren die Stimmen angeschwollen. Man begann offenbar, sich in lockeren Reihen aufzustellen. Dann schritt der Bürgermeister mit anderen höheren Herren mit dem Kranz voran. Es folgten vier, fünf Reihen mit Menschen, die alle so aussahen, als hätten sie den Krieg als Kinder noch

beinahe miterlebt. Beate wartete erst und ging dann zu der letzten Reihe. Karola schloss sich ihr an.

Nun standen nur noch wenige Menschen im vorderen Bereich des Arals herum und versuchten, sich ebenfalls irgendwie dazu zu sortieren. Beate und Karola schritten neben zwei Frauen, die ihnen vorher gar nicht aufgefallen waren. Aber sie hätten ihnen sehr wohl auffallen können, denn auch sie waren deutlich jünger als die meisten hier, und ihre Kleidung war weniger steif und feierlich. Beide hielten einen Strauß mit dunkelroten Rosen in der Hand. Sie unterhielten sich angeregt, aber man konnte im allgemeinen Gemurmel nichts verstehen. So folgten sie zu viert langsam und bedächtig den anderen. Hinter ihnen bildeten sich noch weitere zwei Reihen.

Alle Reihen blieben stehen, als der Bürgermeister vor dem Denkmal angekommen war und sich zu den anderen herumdrehte, vermutlich, um eine Rede zu halten.

„Hoffentlich redet der nicht so lange“, flüsterte Karola. Beate zwinkerte ihr zu.

„Na da bin ich aber gespannt, was der sagt“, meinte die eine der Frauen. „Der ist von der CDU, was soll der schon sagen?“, antwortete die Blonde.

20. Das andere Gebinde

Nach der Bürgermeisterrrede ging die zweite Reihe der Besucher vor bis zur unteren Stufe des Gedenksteines. Auch sie legten einen Kranz nieder und blieben danach mit gesenktem Kopf einige Sekunden lang still vor dem Denkmal stehen.

Mit der dritten Reihe kamen Leute heran, die ein Blumengebinde trugen. Beate fiel auf, dass nicht die üblichen Trauerblumen in dem Gebinde verarbeitet waren, sondern solche Blüten, über die man sich auch in einem Blumenstrauß auf dem Wohnzimmertisch freuen würde. Freesien, Zinnien, Farn, alles in Hellgelb und Orange gehalten. Die Leute legten das Gebinde so wie die anderen vor ihnen auf die Treppenstufe und ordneten die daran befestigten Schleifenbänder.

„Dank und Ehre unseren Befreiern“ stand auf dem einen, und „Frieden mit Russland“ auf dem anderen. Beate stutzte. Das waren Töne, die bisher weder in der Rede des Bürgermeisters angeklungen, noch auf den Bändern der beiden Kränze zu lesen waren. Die Feier wirkte eher wie eine der üblichen Feiern zum Gedenken der im Krieg

Gefallenen. Die Russen wurden als Opfer mitbedacht, nicht als das, was sie damals eigentlich waren: als Befreier vom Nationalsozialismus.

Ob das den anderen hier überhaupt klar war? Beate sah sich die Leute an, die jetzt Schritt für Schritt in Reihen nähertraten, um vor dem Denkmal zu verharren. Aber es war niemandem ins Gesicht geschrieben, ob er hier die Befreiung vom Faschismus feierte oder einfach nur die Toten ehrte, die damals auf beiden Seiten gefallen waren.

Beate schaute sich das Gebinde dieser Gruppe genauer an. Auf der Schleife stand ganz unten der Name der Organisation, von der das Blumengesteck stammte. Sie hatte ihn noch nie gehört. Oder doch? Doch, da war eine vage Erinnerung. Aber sie hatte keine Ahnung, ob diese Gruppe auch in Oranienburg existierte. Auf alle Fälle zeigten die ein deutlich anderes Verhältnis zum Anlass der Feier und zu den sowjetischen Befreiern als die anderen hier, die zu Worte kamen.

In diesem Moment löste sich die blonde Frau, die zusammen mit der Brünetten in ihrer Reihe mitgelaufen war, und ging zu den Leuten hinüber, die dieses bemerkenswerte Gebinde hingelegt hatten. Sie sagte etwas zu ihnen und wurde freundlich begrüßt. Vielleicht gehörte sie dieser Organisation auch an. Beate stellte fest, dass die andere der beiden Frauen, ihrer blonden Begleiterin ebenso erstaunt hinterher sah, wie sie selbst.

„Sind Sie auch aus Oranienburg“, sprach die dagebliebene Frau Beate an. Die nickte.
„Ich auch“, betonte Karola und genoss offenbar den erstaunten Blick der Frau.
„Sie gehören nicht zusammen?“, fragte die Blonde dann.
„Nein, wir haben uns auch erst eben hier kennengelernt.“

„Wir sind ja alle offenbar ein wenig zu jung für diese Veranstaltung“, witzelte die blonde Frau.

„Ja, alle, die noch nicht bald 70 sind, scheint das hier gar nichts anzugehen. Ich finde das merkwürdig, oder?“, antwortete Beate bereitwillig.

„Ehrlich gesagt, ich wäre hier nie gelandet, wenn meine Schwester mich nicht darauf gebracht hätte. Sie ist zu Besuch bei uns. Sie wusste von dem KZ hier in Sachsenhausen und wollte es unbedingt sehen. Nun ja, das geht nicht einfach so an einem vorbei. Ich war tief geschockt. Ich frage mich seitdem ständig, wie können Menschen so etwas tun?“

„Das habe ich mich auch gefragt. Ich war mit meiner Tante drin. Ich wohne hier in der Nähe, in einem der für die KZ-Wächter erbauten Häuser. Wir wussten das erst nicht. Seit

ich es weiß, habe ich angefangen, die Zeit des Nationalsozialismus genauer zu studieren. Es lässt mich auch nicht mehr los.“

„Interessant, genauso geht es mir, seit ich das KZ besucht habe. Ich heiße übrigens Angelina. Ich bin die Frau von dem Pizzabäcker, der hier, ein paar Straßen weiter, die neue Pizzeria aufgemacht hat. Und wie heißen Sie?“, fragte sie jetzt direkt Karola.

Sie stellten sich gegenseitig vor. Als Manuela zurückkam, waren die anderen drei schon beim Du. Die Frauen tauschten sich weiter über ihre Erfahrungen und über die Anlässe aus, die sie dazu gebracht hatten, sich mit dem Kriegsende zu befassen und heute hier auf den Ehrenfriedhof zu kommen.

„Kommt ihr noch mit zu den Gedenktafeln dort überall hinter dem Denkmal? Da sind die Russen aufgezählt, die in den letzten Tagen vor Kriegsende noch gefallen sind. Ich kann zwar kein Russisch, aber die Namen, die kann man schon entziffern“, erklärte Manuela.

Sie gingen zusammen nach hinten, während sich die meisten der Besucher wieder aus der Anlage entfernten.

„500 russische Soldaten liegen hier und auch noch Insassen des KZs, die nach der Befreiung starben, weil sie einfach nicht mehr konnten“, erzählte Manuela. Sie hatte es bei Google nachgelesen.

„Kommt mal mit!“, meinte dann Angelina. „Wir zeigen euch was.“

Beate und Karola folgten den beiden Schwestern zu einem der hinteren Grabsteintafeln, die voll geschrieben waren mit langen Listen russischer Namen.

„Fällt euch was auf?“, fragte Angelina.

Sie gingen die Namen durch. Nein, es fiel ihnen nichts weiter auf.

„Hier steht zweimal derselbe Nachname, direkt untereinander. Aber jeweils unterschiedliche Vornamen. Wir haben uns gedacht, dass das vielleicht Brüder waren, junge Kerle, ihr seht, noch nicht 20. Und sie sind an einem Tag gefallen, als die Russen schon hier gewesen sein müssen und wo eigentlich nicht mehr gekämpft wurde.“

„Merkwürdig“, entfuhr es Beate. „Das könnten die beiden Soldaten sein, die der Paul, von dem ich euch eben erzählt habe, aus dem Hinterhalt mit seinen Hitlerjungen abgeschossen hat.“

Die vier Frauen schauten erschrocken und verwirrt auf die Tafel.

„Sie haben sich sicher schon gefreut, dass sie bald wieder nach Hause kommen würden.“

„Und nun liegen sie hier“, vervollständigte Karola diesen Gedanken.

„Schrecklich, nicht wahr? Wir haben für die beiden Rosen mitgebracht, damit sie nach 70 Jahren wenigstens einmal jemanden haben, der an sie denkt in dieser Stadt.“

Angelina legte die Rosen auf den Stein. Alle vier standen bewegt vor der Tafel.

21. Der Russenhasser

„Hei, was soll das denn? Ihr kennt die doch gar nicht. Was soll das mit den Rosen? Die verfuckten Russen haben das nicht verdient!“, sprach sie plötzlich jemand von hinten an.

Sie sahen sich um. Außer ihnen und diesem merkwürdigen schwarz gekleideten jungen Mann war niemand mehr auf dem Gelände.

Allen fiel vor Schreck nichts ein. Nur Manuela sagte in scharfen Ton: „Hören Sie auf, hier herumzupöbeln. Sie wissen vermutlich überhaupt nicht, was damals los war.“

Der Mann blinzelte. „Wieso, wieso los war? Die Russen kamen und haben unsere Frauen vergewaltigt. Und haben Leute erschossen, die hochangesehen waren und dran glauben mussten, nur weil den Russen ihre Nasen nicht passten.“

„Ihr Wissen scheint mir ziemlich zusammengereimt. Sie sollten sich vielleicht lieber erst mal schlaumachen, wie es damals war.“

„Scheiße, was soll das. Damals war Hitler dran und die Rechten und das war gut so. Bis eure Russen kamen und alles kaputt gemacht haben. Als würde ihnen Deutschland gehören. Aber Deutschland gehört nur uns, verdammt noch mal!“

„Lassen Sie uns in Ruhe!“, fand jetzt Beate ihre Stimme wieder.

„Warum denn? Ich kann genauso gut hier sein wie Sie oder wie die verlogenen Arschlöcher vorhin.“

Manuela zückte ihr Handy.

„Wenn Sie jetzt nicht hier verschwinden und uns in Ruhe lassen, rufe ich die Polizei an. Es wird nicht lange dauern. Sie waren ja eben noch hier!“

Er ging tatsächlich. Er sah sich noch ein paarmal um, um irgendwelche Parolen in ihre Richtung zu werfen, dann war er um die nächste Ecke verschwunden.

„Dass die Nazis hier herum laufen, habe ich mir ja fast schon gedacht“, meinte Beate nach den ersten Schrecksekunden, „aber dass sie die Frechheit haben hier, an diesem Ort, ihren Russenhass vor anderen Leuten auszubreiten, hätte ich nicht erwartet.“

„Gut, dass der wieder abgehauen ist“, seufzte jetzt Karola.

„Gut, dass du so super auf ihn eingeredet hast, Manuela!. Ich weiß nicht, ob wir anderen es geschafft hätten, ihn loszuwerden.“

Die vier Frauen sahen sich erleichtert an.

„Wisst ihr was?“, meldete sich da Angelina, „Ihr kommt jetzt erst mal mit zu uns. Wir setzen uns in unserer Pizzeria noch ein bisschen zusammen. Wir kennen uns bisher ja kaum. Aber ich glaube, wir haben so ziemlich die gleichen Anliegen, oder?“

Es waren nur ein paar Schritte.

Epilog

„Oranienburg, 9. Mai 2022

Liebe Manuela,

ich weiß nicht, ob du bei dir in Köln am 8. Mai an einer Gedenkfeier zum Kriegsende teilnehmen konntest.

Letztes Jahr und auch 2020 war ja wegen Corona alles abgesagt.

Leider ist Karola ja nicht mehr in Oranienburg. Sie studiert inzwischen in Leipzig. Und von Beate habe ich auch schon einige Zeit nichts mehr gehört. Diese blöde Pandemie hat ja alle Beziehungen und Kontakte eingeebnet, wenn es nicht gerade verwandtschaftliche Beziehungen waren.

Und dann, seit Wochen ist nun Krieg. Russland hat die Ukraine angegriffen und der Westen ist hellempört. Dass seit 2014 die Nato systematisch mit ihren Stellungen von allen Seiten an die russische Grenze heranrückt und in diesen Jahren die Ukraine zu einem bewaffneten Bollwerk der USA umfunktioniert hat, das bringt niemand damit in Verbindung. Stell dir nur mal vor, Russland hätte sich in Mexiko an der Grenze zur USA Gleiches erlaubt. Wir wissen ja noch, wie es damals mit Kuba war... Zumindest provoziert haben die westlichen Nationen diesen Krieg und sind somit mitschuldig. Aber alle tun so, als bestätige nun die russische Aggression die Notwendigkeit ihrer eigenen – wie sie es darstellen – militärischen „Vorbeugungs-Maßnahmen“.

Nun hat Putin die Nerven verloren, weil er nicht zusehen wollte, wie seinem Land langsam das Wasser abgegraben wird. Trotzdem, ich verstehe nicht, wie er dafür einen Krieg riskiert, der den 3. Weltkrieg auslösen kann. Es bedrückt mich sehr. Es macht mich auch wütend. Wir leben hier in Brandenburg ja in Reichweite einer möglichen atomaren Auseinandersetzung. Aber bis Köln wird es auch reichen, sicherlich....

Ich weiß nicht, wie es bei euch im Westen ist. Hier ist eine geradezu hysterische Russenfeindlichkeit ausgebrochen. Allein die Tatsache, dass jemand russisch ist, macht ihn verdächtig, macht ihn zur unerwünschten Person – es sei denn, er stellt sich voll auf die Seite des Westens und stimmt in den Russenhass ein, den die geflüchteten Ukrainer hier bei uns hemmungslos herausposaunen. Bis vor kurzem hatte ich den Eindruck, dass unsere feine Gesellschaft mit den Ungeimpften endlich mal wieder ein praktisches Feindbild aufgebaut hatte, dem alle blind und überzeugt folgten. Aber das Feindbild Russland schient noch ergiebiger. Es beschränkt sich ja nicht auf die russische

Regierung oder Putin, sondern verallgemeinert den Hass auf eine ganze Nation. Ich warte nur darauf, dass in meinem Umfeld jemand das alte Schimpfwort vom ‚russischen Untermenschen‘ zitiert. Ähnliches habe ich ja schon in den Medien und aus dem Mund wichtiger Politiker und Politikerinnen vernommen. Niemand scheint zu merken, dass wir hier eine Art Revival des alten Rassismus ausbrüten, dieses Mal gegen die Russen. Die Menschen mit ihrer pro Ukraine Hysterie und ihrem abgrundtiefen Hass gegen alles Russische erinnern mich ständig an das, was ich aus den Jahren nach und vor 33 weiß, seitdem ich mich intensiv mit der Zeit des Nationalsozialismus befasst habe. Schwesterherz, es ist nicht leicht. Wer hätte sich das alles vorstellen können, noch vor zwei, drei Jahren. Es wäre undenkbar gewesen.

Und nun der 8. Mai.

Ich war erstaunt, als ich las, dass es immerhin doch eine offizielle Gedenkfeier geben würde. Aber stell dir vor: Sie haben die Feier nicht auf dem sowjetischen Ehrenfriedhof abgehalten, sondern sind auf den Schlossplatz ausgewichen.

Ich war da. Der Bürgermeister war krank und ließ sich vertreten. Die Rede war nicht viel anders als vor 3 Jahren, als wir uns alle dort kennen gelernt haben. Man gedachte der Toten des 2. Weltkrieges auf allen Seiten und verurteilte den Krieg allgemein und den derzeitigen Krieg gegen die Ukraine im Besonderen.

Von einem Dank an die sowjetischen Soldaten, die damals hier in der Stadt die Bevölkerung und die Insassen des KZ Sachsenhausen befreit haben, natürlich kein Wort, wie damals auch.

Schreib mir bald, deine Angelina.“

„Köln, 12. Mai 2022

Liebe Angelina,

Nein wahrhaftig, hier ist es nicht anders. Und für mich hat diese Entwicklung noch ganz andere Konsequenzen gehabt.

Ich bin aus meiner neuen politischen Gruppe ausgetreten, die mich in der Corona-Zeit ja gut gestützt und begleitet hat. Aber scheinbar hört bei ihnen das kritische Verständnis gegenüber der Politik unseres Systems jenseits ihrer Kritik an den Corona-Maßnahmen schon bald auf. Nein, ich bin nicht ausgetreten, weil sie etwa auf der Seite der Nato ständen. Das nicht, eher im Gegenteil. Aber auch sie waren nicht bereit, am 8. Mai der sowjetischen Armee für die Befreiung vom Nationalsozialismus zu danken. Es kam mir so vor, als hätten auch sie vergessen, was das damals bedeutete. Sie schienen die

Notwendigkeit der Befreiung vom Faschismus eher als etwas zu sehen, was halt passiert ist und für heute keine Relevanz mehr hat.

Das hat mir gereicht.

Zu Beate hast du also auch keinen Kontakt mehr und Karola ist in Leipzig. Es wird langsam einsam in diesem Land, wenn man nicht mit den Wölfen heulen will.

Deine Manuela“

Teil 1- Das Haus mit dem spitzen Dach

1. **Endlich ein neues Zu Hause**

Auch uns hatte das Haus vom ersten Moment an gut gefallen, meinem Bruder und mir. Irgendwie sah es so aus wie die Häuschen in einem Bilderbuch, das ich früher mal sehr geliebt habe: Spitzes Dach, quadratische Vorderseite, vorne unten zwei Fenster und oben auch. Im Giebel ein kleines Fensterchen, rund. Ich habe mich gleich in diesen Anblick verliebt. Wenn dort ein Zimmer sein sollte, dann wollte ich es unbedingt haben. Ein gemütliches Haus, klein aber wenn man hineintritt, doch nicht so winzig und eng, wie man gedacht hatte. Mama hat es gekauft, weil unser früheres Haus in Lehnitz in der Unterhaltung zu teuer geworden war, seit Papa nicht mehr lebt, und wir allein mit ihrem Gehalt zurechtkommen müssen. Vom Erlös der kleinen Villa in Lehnitz war noch ein gutes Stück Geld übriggeblieben. Mama sagte, das bräuchten wir als Polster, zum Beispiel, wenn wir beide später studieren wollten. Wir waren mit dieser Auskunft zufrieden.

Mein Bruder und ich, wir freuten uns schon deshalb, weil dieser Kauf und unser Umzug hierher das Erste waren, was Mama seit dem Tod von Papa wieder mit ein wenig Freude machte. Heute, am 28. April 2019, an unserm Einweihungstag lachte sie sogar wieder. Das erleichterte uns Kinder sehr.

Natürlich bekam ich nicht das Zimmer auf dem Dachboden mit dem runden Fenster. Aber ich habe jetzt ein kleines Zimmer im 1. Stock, wo ich nach hinten herausblicke, in unseren Garten, in die Gärten der Nebenhäuser und in die Bäume und in Buschwerke, die sich dahinter anschließen. Ich gehe die enge Treppe nach oben und bin dann sofort an meiner Tür. Mein Bruder hat daneben auch einen kleinen Raum. Mama schläft im Erdgeschoss, direkt neben dem Wohnzimmer. Das Haus kam uns anfangs sehr eng vor, aber wir haben uns schon daran gewöhnt. Es ist eben ein kleines, gemütliches Haus.

Das Lustige ist: Die Häuser rechts und links von uns sehen übrigens fast genauso aus. Sie haben alle denselben Grundriss und wirken wie Spielzeughäuschen aus einem Baukasten für Kleinkinder. Aber an den Vorgärten, den verschiedenen Farben der Häuser und an den hellen oder dunkelroten Ziegeln auf den spitzen Dächern kann man sie unterscheiden. Sie stehen eins neben dem anderen die Straße entlang bis zur Schleuse oben am Havelkanal. Ich finde, sie sehen aus wie bunte Perlen einer Schnur. Auf der anderen Straßenseite, gleich gegenüber von den kleinen Häusern, geht es zum See. Man läuft nur ein paar Minuten quer durch den Wald, dann sieht man schon die Wasseroberfläche schimmern. Die Straße weiter hoch, hinter der Schleuse und der Brücke über den Kanal, führt sie dann durch das Gewerbegebiet der Stadt und durch ein paar eingemeindete Dörfer weiter ins Brandenburgische. Also, wir sind sehr gespannt, was Tante Elke zu unserem Haus sagen wird.

Ich glaube, Mama ist nämlich heute auch deshalb so gut gelaunt, weil wir ihre Lieblingsschwester Elke aus Wuppertal erwarteten. Sie will mit uns das neue zu Hause feiern. Tante Elke hatte sich damals nach Papas Tod ziemliche Sorgen gemacht, weil Mama so depressiv wurde und, wie sie meinte, sich gar nicht mehr um uns Kinder gekümmert hätte. Wir haben versucht, ihr das auszureden. Schließlich sind wir beide keine kleinen Kiddies mehr. Bernd ist 9. Ich werde im September 14. In diesem Alter hat man doch Verständnis dafür, wenn es der eigenen Mutter mal richtig schlecht geht. Aber ehrlich gesagt, Mamas Zustand hat uns schon ziemlich belastet. Es war eine traurige Zeit. Manchmal hat mir Mama auch Angst gemacht mit ihren Tränen und ihrem Desinteresse für alles und jedes.

Wie es dazu kam, dass Mama dann doch den Hausverkauf und den Neukauf in Angriff nahm, weiß ich eigentlich gar nicht. Vielleicht reichte auf einmal das Geld nicht mehr. Jedenfalls hat sie uns eines Abends – fast nur in einem Nebensatz – eröffnet, dass wir bald umziehen würden. Das Haus hier in Lehnitz sei zu teuer und sie suche für uns drei was Kleineres, was Passenderes. Wir konnten ihr nur abringen, dass wir beide auf keinen Fall die Schule wechseln wollten. Außerdem wünschten wir uns wieder einen Garten.

In dieser Ecke von Oranienburg, in der wir jetzt leben, war ich vorher noch nie. Lehnitz ist dagegen eine vornehme Gegend, sagt man, war es auch schon zu DDR Zeiten. Aber ich finde es auch hier ganz nett. Vor allem müssen wir uns nun keine Sorgen mehr machen, ich meine wegen des Geldes und wegen Mama.

Tante Elke ist übrigens eine tolle Frau, einige Jahre jünger als Mama, aber viel unternehmungslustiger und nicht so langweilig. Sie schert sich nicht darum, was die Leute von ihr denken. Das war schon so, als sie noch ein Kind war, hat Mama gesagt.

Elke ist von Beruf Fotografin, nicht so eine, die Hochzeiten fotografiert (das macht sie nur dann, wenn sie es finanziell nötig hat, weil ihre Aufträge nicht so gut laufen), sie fotografiert bekannte Leute für Zeitungen. Klar, dass sie dadurch auch viel in der Welt herumkommt. Aber sie ist von den hohen Tieren, die sie fotografiert, nicht besonders beeindruckt, macht Witze über sie, und wir amüsieren uns dann köstlich: Über den berühmten Fernsehjournalisten zum Beispiel, der während der Fotoaufnahmen immer wieder besorgt fragte, ob seine Frisur auch richtig sitze. Oder sie erzählt von der angesehenen Politikerin, die Tante Elke bei der Sitzung mit einer tränenreichen Stimme von all ihren unglücklichen Liebesverhältnisse in Kenntnis setzte ...

Mama hat gemeint, ihre Schwester sei ne Linke. Wenn ich mich nicht täusche, hat Mama die Nase ein wenig gerümpft, als sie das sagte. Mama selbst würde ich eher mal für konservativ halten. Ich glaube, sie findet das gut, was unsere Regierung so macht. Aber mit uns will sie nicht über Politik diskutieren.

Das letzte Mal habe ich Elke auf der Beerdigung von Papa gesehen. Aber da konnte ich sie nicht weiter beachten. Wir standen alle noch so unter Schock. Davor waren wir vor zwei Jahren mal bei ihr. Ich muss damals 11 gewesen sein. Jetzt bin ich gespannt auf diese Frau. Bernd und ich haben uns schon Fragen ausgedacht, die wir ihr stellen wollen, um herauszukriegen, was das bedeutet: links zu sein – vor allem links zu sein als Frau, die ziemlich gut Geld verdient und den ganzen Tag mit Leuten aus der High Society zusammen ist. Bernd meint, links seien eher die, die arm sind und nichts haben.

[2 Tante Elke hat gegoogelt](#)

Tante Elke kam per Auto. Sie hatte angerufen, als sie gerade von der Autobahn abgefahren war. Wir warteten also schon am Tor, als sie kam. Es stand weit auf, damit sie ohne Probleme zu uns aufs Grundstück fahren konnte.

Das Auto, mit dem Tante Elke vorfuhr, erstaunte uns.

„Was ist das denn für ne alte Kutsche?“, murmelte Bernd ein wenig enttäuscht. Ich stutzte auch: Ich mache mir nichts aus Autos, kenne mich da auch nicht so aus. Aber das hier kannte ich: Ein alter VW Bus, der Lack an einigen Stellen ausgebessert.

„Das ist ja schon fast ein Oldtimer!“, rief Bernd nach dem ersten Schreck. Tante Elke stieg aus und lachte über diesen Ausruf. Sie ist schlank. Sie trug Jeans und eine flatternde Bluse darüber, was sie lebendig und ein wenig rastlos aussehen ließ. Die leuchtend rote Bluse zu der weißen Jeans stand ihr ausgezeichnet. Aber ich hatte sie gar nicht so blond in Erinnerung. Jedenfalls sah sie für mich anders aus als vor 2 Jahren.

Sie erkannte mich aber gleich. Und obwohl sie mir im ersten Moment irgendwie fremd vorkam, rannte ich gleich auf sie zu.

Für sie schienen wir offenbar unverändert. Erstaunlicherweise kam nicht der übliche Spruch: „Was bist du groß geworden!“. Bernd und ich hatten darauf gewettet, dass das das Erste sein würde, was sie sagt.

Elke umarmte ihre Schwester, sehr fest, sehr lange. Ich sah erschrocken, dass Mama in Tränen ausbrach, aber sie lachte auch:

„Komm doch rein!“ Sie wischte sich mit einer entschlossenen Handbewegung übers Gesicht. Als wir reingingen, bemerkte ich den interessierten und ein wenig überraschten Blick, den Elke auf unser Haus warf. Aber sie sagte nichts.

Sie lobte Mamas Entscheidung, begutachtete alle Zimmer. Mein Raum gefiel ihr am besten, vertraute sie mir an. Wir waren hier für einen Moment allein. Bernd half Mama unten, den Kaffeetisch decken. Elke ließ sich in meinen einzigen Sessel fallen und fragte unvermittelt:

„Wisst ihr eigentlich, wer früher in diesem Haus gewohnt hat?“

Ich sah sie verwundert an und schüttelte den Kopf.

„Warum?“

Sie antwortete nicht. Es entstand eine kleine Pause, die sie dadurch beendete, dass sie sich erhob und zu meinem Fenster hinüberging. Nach ein paar Sekunden sagte sie dann etwas über unseren Garten, was Nettes natürlich.

Bei Kaffeetrinken ging das Erzählen hin und her. Wir berichteten von der Schule. Sie sprach über ihren aktuellen Arbeitsauftrag, eine Fotoserie über die Unternehmerfamilie Nefke.

Wir fragten nach Tante Elkes zwei Jungen, die beide noch in die Grundschule gehen. Sie erzählte von ihrem Mann, den wir kaum kannten und der uns damals vor zwei Jahren sehr gebildet, aber uninteressant vorkam. Einmal berührten ihre Worte vorsichtig den Tod meines Vaters. Mama blieb gefasst. Dann ging es wieder ums Haus, um ihren Eindruck davon, wie wir es zu unserem Haus gemacht hätten, wie sie sich ausdrückte. Sie hatte ein paar tolle Vorschläge für den Flur, der auch uns noch ein wenig eng und düster erschien. Dann auf einmal schaute sie meine Mutter an, sah ihr offen ins Gesicht und fragte mit einer leichten, aber doch bedeutungsvollen Stimme:

“Sag mal, Christa, wisst ihr eigentlich, wer hier früher gewohnt hat“.

Ich blickte wie elektrisiert auf und starrte meine Mutter an.

„Der vorige Besitzer arbeitete bei den Stadtwerken, soviel ich weiß. Seine Frau war schon vor ein paar Jahren gestorben. Er wollte lieber in einer altersgerechten Wohnung leben.“ Was sie sagte, klang locker. Aber irgendwas an ihrer Stimme machte mich unruhig. Sie rutschte auch ein wenig auf dem Stuhl hin und her. Was war los?

„Ich meine früher, als sie neu gebaut wurden“, setzte Tante Elke nach.

„Wann war das, noch vor dem 2. Weltkrieg?“

„So ist es. Die Häuser wurden damals nämlich für die Aufseher im KZ Sachsenhausen gebaut. Sie hatten ja alle Familie, und es gab eine ganze Menge KZ-Aufseher, denke ich. Von hier war es nicht weit zum Eingang. Aber das ist dir doch sicher bekannt, oder?“

Mama schaute etwas betreten in unsere Richtung.

„Was?“, rief Bernd. „Woher weißt du das, Tante Elke?“

Elke lächelte ein wenig verlegen. „Ich habe vor meiner Reise ein bisschen gegoogelt, über Oranienburg und über eure Wohnadresse hier“.

Schweigend saßen wir alle da. Was sollten wir sagen?

„Aber ihr wisst doch, dass hier in dieser Stadt eines der schlimmsten Konzentrationslager war, in dem die Nazis Menschen sich zu Tode schuften ließen und sie zum Teil auch unmittelbar getötet haben. Viele Menschen ...“

Tante Elke sah nun uns Kinder fragend an.

„Natürlich wissen sie das“, antwortete Mama eilig und zupfte nervös an der Tischdecke, die sie über den hellen Tisch im Wohnzimmer gelegt hatte.

„Das hatten wir doch schon in der 2. Klasse“, meinte jetzt Bernd.

„Und das war hier in der Nähe?“, fragte ich irritiert. Elke nickte.

„Wir haben vor zwei Jahren mit beiden Kindern das Museum besucht. Sie sollten über die Vergangenheit dieser Stadt und ihres Vaterlandes informiert sein,“ erzählte Mama auf einmal. Ich dachte angestrengt nach, ob ich mich daran noch erinnern konnte. Doch, jetzt fiel es mir ein. Aber ich hatte damals nicht wirklich begriffen, dass das alles hier in unserer Stadt passiert war. Und dann war ich noch mal mit der Klasse da.

„Wir sind auch mit der Schule mal da gewesen, vor 2 Jahren glaube ich, aber ich wusste nicht, dass das hier in der Nähe war“, meinte ich.

„Na seht ihr. Dann seid ihr ja doch im Bilde“, sagte Elke und grinste zu mir herüber.
„Oder doch nicht so richtig? Ist euch nicht klar, dass die Büsche, die man von der Gartenseite aus sieht, und die Bäume hinter den Häusern schon zum KZ Sachsenhausen gehört haben müssen? Es war hier ganz in eurer Nähe. Deswegen wohnten ja auch die KZ Wärter hier in diesen Häusern.“

„Du verdirbst uns die Freude an unserem neuen Heim“, meinte meine Mutter. Ihre Stimme klang vorwurfsvoll. „Das war damals“, sprach sie weiter. „Inzwischen haben hier viele verschiedene Besitzer gewohnt, nichts erinnert mehr an die Nazizeit. Ich wusste es natürlich, aber ich finde, es sollte uns nicht die Freude kaputt machen!“

„Du hast es gewusst?“, fragte ich fassungslos. „Warum hast du es uns nicht gesagt?“

„Ich wollte nicht, dass ihr deswegen vielleicht nicht hierher ziehen wollen würdet. Ich dachte, in ein paar Jahren, wenn ihr älter seid, bekommt ihr es sowieso mit. Aber dann werdet ihr anders damit umgehen können.“ Mir kam es so vor, als versuchte Mama sich zu verteidigen.

Ich sprang ihr zur Seite:

„Ach Mama, ich glaube nicht, dass es so wichtig für uns ist. Damit haben wir doch gar nichts zu tun. Das war lange vor uns. Und Häuser sind Häuser, sie nehmen nicht den Charakter der Menschen an, die sie bewohnen.“

Mama lächelte mich dankbar an. Aber mir wurde in demselben Moment klar, dass ich selbst nicht glaubte, was ich da gesagt hatte.

Jetzt versuchte Tante Elke, das Thema zu wechseln. Sie dehnte sich ein wenig, richtete sich in ihrem Sessel wieder bequem ein, schlug die Beine übereinander und fragte:

„Und wie kommt ihr von hier in eure Schule?“

Wir waren alle dankbar, dass wir nicht mehr darüber reden mussten.

3. Die Schwestern